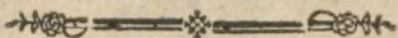


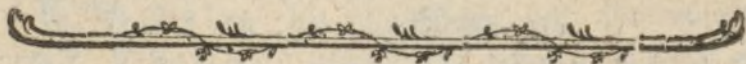
Der
Deutsche Merkur.



Des ersten Bandes
Zweytes Stück.



Februar 1773.



Frankfurt und Leipzig
Im Verlag der Gesellschaft.

21

Real Cédula

de S. M. para que se
desembargue el



Real Cédula de 1777

del Ayuntamiento de Madrid
en virtud de la Real Cédula



Der
Deutsche Merkur.

Februar 1773.



I.

Betrachtung

über die

von Herrn Herder in seiner Abhandlung

vom Ursprung der Sprache

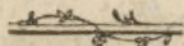
vorgelegte

Genetische Erklärung der Thierischen Kunstfertigkeiten und Kunsttriebe.

Herr Herder hat für nöthig erachtet, ehe er sich an die Auflösung der akademischen Aufgabe, welche sein Hauptgegenstand ist, wagte, durch vorläufige Berichtigung einiger andern, die er in seinem Wege liegen fand, sich

W z

gleichs

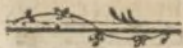


gleichsam die Bahn zu eröffnen. Diese war: Zu Festsetzung des Unterschieds zwischen Thier und Mensch, eine genetische Erklärung der den verschiedenen Thiergattungen angebohrnen Kunstfertigkeiten und Kunsttriebe zu finden.

Herr Herder spricht S. 30: „Da die Menschen
 „für uns die einzigen Sprachgeschöpfe sind, die wir
 „kennen, und sich eben durch Sprache von allen
 „Thieren unterscheiden: wo fienge der Weg der Un-
 „tersuchung sicherer an, als bey Erfahrungen über
 „den Unterschied der Thiere und Menschen? — Con-
 „dillac und Rousseau mußten über den Sprach-
 „ursprung irren, weil sie sich über diesen Unterschied
 „so bekannt und verschieden irrten: da jener die
 „Thiere zu Menschen, und dieser die Menschen zu
 „Thieren machte.“ Und auf der folgenden Seite:
 „So wie die Erklärung der Kunsttriebe bisher den
 „meisten mißglücket ist, so hat auch die wahre Ur-
 „sache von der Entbehrung dieser Kunsttriebe in der
 „menschlichen Natur noch nicht ins Licht gesetzt wer-
 „den können.“

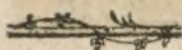
Zu diesem Ende also spürt er S. 31. den Ursa-
 chen nach, warum der Mensch den Thieren an Stärke
 und Sicherheit des Instinkts so weit nachstehe, und
 daß, was wir bey den Thieren angebohrne Kunst-
 fertigkeit und Kunsttriebe nennen, gar nicht habe.

Eine



Eine Entwicklung des Ursprungs der Kunstfertigkeiten, das ist, eine genetische Erklärung derselben, mußte der Entwicklung der Ursache ihrer Entbehrung in der menschlichen Natur zum Grunde gelegt werden; und da weist uns nun Hr. Herder den Standpunkt an, aus welchem wir Mensch und Thier beobachten, und die Data zu Erklärung der Verschiedenheit in ihrer Natur hernehmen sollen. Dieser Gesichtspunkt ist die Sphäre ihrer Existenz.

„Jedes Thier, sagt Herr Herder, hat seinen
„Kreis, in den es von Geburt an gehört, in den es
„sogleich eintritt, in dem es Lebenslang bleibt und
„stirbt; nun ist es aber sonderbar, daß, je schärfer
„die Sinne der Thiere und je wunderbarer ihre
„Kunstwerke sind, desto kleiner ist ihr Kreis:
„desto einartiger ist ihr Kunstwerk.“ Die Richtig-
keit dieser Bemerkung, und der darauf gegründeten
umgekehrten Proportion wird durch Beyspiele hier nicht
gesichert; Hr. H. verweist damit auf eine andre Ge-
legenheit, und schreitet folgender Gestalt zur Anwen-
dung seines Satzes. „Wenn unendlich feine Sinne
„in einen kleinen Kreis, auf ein Einerley eingeschlos-
„sen werden, und die ganze andre Welt für sie nichts
„ist; wie müssen sie durchdringen! Wenn Vorstel-
„lungs-Kräfte in einen kleinen Kreis eingeschlossen,
„und mit einer analogen Sinnlichkeit begabt sind,
„was



„was müssen sie wirken! Wenn endlich Sinne und
 „Vorstellungen auf einen Punkt gerichtet sind, was
 „kan anders als Instinkt daraus werden? Aus ih-
 „nen also erklären sich die Empfindsamkeit, die Fähig-
 „keiten und Triebe der Thiere nach ihren Arten und
 „Stufen.“

Ich habe es der Mühe werth geachtet, die Gedanken dieses vorzüglichen Mannes in ein kleines System zu bringen, und eine Art von Theorie der thierischen Kunsttriebe daraus zu entwickeln. Hier ist mein Versuch.

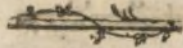
Jedes empfindende Geschöpf ist auf einen besondern Theil der Welt, wovon es selbst der Mittelpunkt ist, angewiesen, den es sich vorstellen, und worinn es wirksam seyn soll. Dieser Theil der Welt ist seine Sphäre. Die Sinnlichkeit, womit die Natur es versehen, ist dieser Sphäre angemessen, und hieraus erwächst demnach ein Verhältniß, welches die Richtung seiner Vorstellungskraft bestimmt. Also ist die Hervorbringung der Fähigkeit in dieser oder jener Sphäre thätig zu seyn, der letzte Bestimmungsgrund der Verschiedenheit der Organisation.

Nun sagt Hr. Herder: wenn Vorstellungskräfte, in einen je engeren Kreis sie eingeschlossen, mit einer
 desto



desto schärferen und analogeren Sinnlichkeit begabt sind, was für außerordentliche Wirkungen müssen sie in diesem Falle nicht hervorbringen!

Eine kleine Nebenbetrachtung über Abstraktion und Intuition wird uns vielleicht zum Aufschlusse des Sinnes dieser Worte behülflich seyn. Ich verstehe unter dem Ausdruck Intuition, anschauende Erkenntniß, jede individuelle Vorstellung in der Seele, ihr Gegenstand sey materiel oder immateriel, und von dieser anschauenden Erkenntniß behaupte ich, daß aus ihr alle und jedwede andre Erkenntniß fließe und auf sie hinaus laufe. Das höchste Wesen selbst sieht alles individuel, es bedient sich keiner allgemeinen Begriffe, welche nur Hülfsmittel für eingeschränkte Fähigkeiten sind, wie unter andern Herr Kästner auf eine sehr faßliche Weise dargethan hat. Die menschliche Seele kann nur eine sehr geringe Anzahl von Gegenständen zugleich unmittelbar klar vor sich versammeln; sie ist daher gendthigt, ihre Vorstellungen zu theilen, zu zertrennen, wenn sie einige ihrer gegenseitigen Verhältnisse auffassen will; und diese Verhältnisse (damit sie nicht, gleich wechselnden Schatten, an ihr vorbehey gleiten, in einander fließen und verschwinden) muß sie ferner in Zeichen gestalten, und sie auf diese Weise in der Einbildung befestigen. Es ist demnach das Vermögen, allgemeine Begriffe zu bilden und zu vergleichen, als eine Methode



thode zu betrachten, wodurch unsre Seele das Unvermögen ihrer Vorstellungskräfte unterstützt. Im Grunde ist alle und jedwede Erkenntniß, wenn sie auch an einer Kette von hundert Schlüssen hängt, nichts anders als eine bloße Perception. Die Erfindung des allgemeinen Gesetzes der Schwere, oder der Differenzial-Rechnung, mußte, von Stufe zu Stufe, durch ganz einfache Handlungen der Seele geschehen; und so ist es mit allen Entdeckungen neuer Wahrheiten beschaffen. Die Seele erblickt alsdenn ein noch nicht gesehenes Merkmal in einer Total-Idee. Auch sind alle unsere Begriffe überhaupt, je vollständiger sie sind, je wahrer, und wir begehen niemals einen Irrthum, als wann wir in unsern Vorstellungen etwas auslassen.

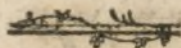
Nunmehr kann ich meinen Lesern sagen, wie ich die vorhin aus der Herderischen Abhandlung angezogene Stelle verstehe. Sie hat für mich folgenden Sinn.

Die mit Kunsttrieben begabten Thiere können ihre enge Sphäre anschauend umfassen. Ihre unendlich feinen Sinne durchdringen alle Theile derselben, und ein jedweder Gegenstand ihrer Vorstellungen, ist zugleich Gegenstand ihrer physischen Bedürfnisse; Perception und Affection durchdringen sich einander

ander in ihrer Seele. Hiedurch muß die Beziehung ihrer kleinen Welt auf ihre Erhaltung in allen Theilen direkt, und die Verhältnisse dieser Theile unter einander für sie palpabel werden. In einer solchen Oekonomie sind eben so wenig Irrungen, als neue Erfindungen möglich; alles ist mit einem male erblickt und angewandt. Folglich ist auch jedwede Fähigkeit eine vollkommne Fertigkeit; denn zu Hervorbringung dieser ist nur dann eine Uebung nöthig, wann entweder mehrere Verbindungen zulässig sind, wodurch eine gewisse Vorstellung einen höhern Grad der Klarheit und Wirksamkeit erhalten kan, oder wann der Thätigkeit dieser Vorstellung Hindernisse im Wege stehen, die durch wiederholte Anstrengung weggeschoben und weggeschliffen werden müssen. Beydes findet in dem angenommenen Falle nicht statt, Jede Vorstellung, jede Verbindung derselben unter einander ist hier ein unmittelbares Werk der Natur. Da sind keine entgegengesetzte, eine der andern zuwiderlaufende Bestrebungen; alles fließt, alles stößt in einen Punkt zusammen.

Wie viel zu Ausübung der Kunstfähigkeiten die ganze mechanische Einrichtung des thierischen Körpers beytrage, verdient besonders erwogen zu werden.

Der bloße Mechanismus, von dem leitenden Reize der Empfindung abgesondert, vermag schon



für sich die wunderbarsten Erscheinungen hervorzu-
bringen: dieses sehen wir an den unwillkürlichen
Bewegungen, welche er in den thierischen und vege-
tabilischen Körpern zum Vortheile ihrer Natur er-
regt. Man beobachtet in beyden nicht nur eine be-
wundernswürdige Uebereinstimmung in der Richtung
ihrer verschiedenen Kräfte zu Erhaltung des Ganzen,
sondern auch eine zweckmäßige Abweichung von den
gewöhnlichen Regeln nach Erforderniß der Umstände,
dergestalt, daß man von den organischen Maschinen
gewissermassen sagen dürfte, sie bedienten sich aller-
hand Kunstgriffe, um ihre Entwicklung, den sich er-
eignenden Hindernissen zum Trotz, fortzusetzen, oder
daß in einem ihrer Theile gekränkte Interesse ihrer Na-
tur, durch neue Hülfsmittel, so viel möglich, wieder
zu herstellen. (*)

Ich

(*) Die hieher gehörigen Beispiele erfordern eine weitläuf-
tige Auseinandersetzung, deswegen kann ich die schicklich-
sten an diesem Orte nicht anführen; folgende mögen, so
gut sie können, die Stelle besserer vertreten. — Eine
Bohne, welche verkehrt gepflanzt worden, biegt ihre
Wurzelsäden von oben in die Erde hinunter, und den
Keim von unten herauf. — Ein Spargel, den ein vor-
liegender Stein gerade aufzuschießen hindert, krümmt
seinen Kopf einwärts, und erhält ihn unbeschädigt. Ein
Baum, den man, in einer Entfernung von 4 Fuß, ei-
ner Mauer gegen über ansetzt, lenkt seinen Stamm
nach und nach von der Mauer ab, damit er Raum zu
Ausbreitung seiner Zweige gewinne.

Nach



Ich bemerke ferner, daß selbst denenjenigen Bewegungen, welche die menschliche Seele willkürlich in den verschiedenen Theilen ihres Körpers hervorbringt, allemal eine automatische Richtung dieser Theile, ein zu diesem Zwecke präformirter Mechanismus derselben, zum Grunde liegt. Die empfindsamen Maschine tönt nicht allein ihre Empfindungen; sie gebietet sie auch. Schon in Mutterleibe bewegt sich das Kind willkürlich auf mancherley Weise. Legt man ihm, nachdem es geboren worden, einen Finger zwischen die Lippen, so saugt es sofort daran. Bey zunehmenden Kräften biegen seine Finger sich mechanisch um jeden Gegenstand, womit man die invendige Fläche seiner Hand berührt. Es spaltet mit seinen Gliedern in der Freude, es ringet sie in der Angst, es streckt sie mit Hefigkeit aus im Zorne, und zieht sie zusammen, wenn es von Schrecken oder Furcht überfallen wird. Kurz, eine jede Vorstellung unsrer Seele ist von einer Bewegung in unsern feineren Organen begleitet: enthält die Vorstellung den Grund zu einer Gemüthsbewegung, so werden die Muskeln bis zu den äußersten Theilen des Körpers mit erschüttert: und ist endlich die Ursache der

Nach Beispielen aus der Physiologie und Pathologie kan ein jedweder seinen Arzt fragen. Er darf ihn nur unter andern an die *perturbationem criticam* des Hippocrates, und die *Metastases materiae morbosae* erinnern.

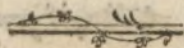


der Gemüthsbewegung auffer unserm Körper; so sind diese Bewegungen der äusern Theile desselben (ihrem präformirten Mechanismus, und dem heimlichen Verständnisse der Seele mit ihren automatischen Regungen zu folge) so beschaffen, daß sie die Handlung, welche zu Befriedigung der Begierde erfordert wird, wenigstens anfangen, wenn sie gleich zur Vollbringung derselben nicht gleich hinreichend sind.

Man verknüpfe mit der Anwendung dieser Betrachtungen auf die kunstfertigen Thiere, die Beobachtung ihrer besondern Organisation, und das Außerordentliche in ihren Handlungen wird minder wunderbar scheinen. (*)

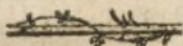
Ich

(*) „Es ist unläugbar, sagt Reimarus, daß die meisten
 „natürlichen Kunstwerkzeuge der Thiere, an sich, etwas
 „mehr als eine bloße entfernte Möglichkeit ihres Ge-
 „brauches enthalten. Denn es sind 1) viele besondere
 „Werkzeuge, deren jedes zu seinen gewissen Verrich-
 „tungen eingerichtet und geschickt ist; da wir Menschen
 „von Natur nur ein einziges allgemeines Werkzeug
 „aller Werkzeuge, die Hände, am Leibe tragen. 2)
 „Sind die thierischen Werkzeuge durch die Bewegungs-
 „Muskeln, durch den Zuschuß der Säfte, und andre
 „Beschaffenheiten zu ihrem besondern Gebrauche meh-
 „rentheils determinirt; da unsre Hände hingegen die
 „Bestimmung ihres Gebrauches nicht in sich halten,
 „sonst



Ich habe schon vorhin bemerkt, daß bey ihnen jede Perception zugleich eine Affection ist; daß sie, aus dem Centro ihrer engen Sphäre, mit ihren scharfen Sinnen, alle Theile derselben mit ihren Beziehungen und Verhältnissen, gleichsam auf einmal berühren. Es ist ferner unstreitig, daß die Gliedmaßen dieser Thiere zu einem bestimmten einfachen Gebrauche gebildet sind. Wenn nun diese Gliedmaßen, auf Veranlassung einer Empfindung der Seele, in die ihr analoge mechanische Bewegung gesetzt worden, so erfolgt die Befriedigung der Begierde
durch

„sondern zu allerley Bewegungen von Natur gleich ge-
„schickt sind. Man darf nur die oberwähnten Werkzeug-
„ge zur Wehr und Waffen, die zum Anhängen, An-
„halten, Fortschlaidern, Schwimmen, Springen,
„Flattern, Fliegen, oder zur Sammlung und Erhas-
„schung, oder zum Genusse der Speisen, die zu gewis-
„sen Kunsthandlungen und Lebensnothwendigkeiten, und
„einige zur Fortbringung der Jungen besonders einge-
„richtete Werkzeuge, dagegen halten: so wird man den
„Unterschied bald erkennen. Wenn hernach die Bewe-
„gungskraft in ihren Muskeln, durch die äussere oder
„innere Empfindung gereizet wird; so ist wohl zu be-
„greifen, daß dieser Mechanismus in den Kunstwerk-
„zeugen der Thiere einen ziemlich nahen Grund (poten-
„tiam proximam) zu ihrem rechten Gebrauche in sich
„halte, und dadurch den Kunsttrieben sehr zu Hülfe
„komme Es erhellet also, wie die
„besons



durch eine dazu hinreichende unverbesserliche Handlung. Auf diese Weise schreiten die Thiere, getrieben durch den Reiz des angenehmen und unangenehmen Gefühls, und vermöge der harmonisierenden Wirkungen und Gegenwirkungen ihrer materiellen und immateriellen Natur, in ihrem Werke regelmäßig fort, und durchlaufen ihre Sphäre.

Aus allem dem, was bisher gesagt worden, zusammen genommen, werden sich demnach die Kunstfähigkeiten der Thiere, nebst ihren willkürlichen Abweichungen nach Maasgab der Umstände, aus dem lebendigen Mechanismo, aus der bestimmten Bildung ihrer Gliedmaßen, aus der Schärfe ihrer Sinne, aus der, der Beschaffenheit ihrer engen Sphäre genau angemessene

„besondern Kunstwerkzeuge der Thiere zu ihren besondern Kunstverrichtungen behülfslich sind, da sie hiezu schon innerlich durch ihre Bewegungs-Muskeln genauer determinirt, ja geschlant und willig gemacht sind, folglich auf ihren rechten Gebrauch führen und die Kunsttriebe erleichtern. Dann kan die Empfindung in denselben ihre Bewegungskräfte fast zu keiner andern Bewegung reizen, als welche ihrer innern Einrichtung gemäß ist. Denn diese wird den Thieren leicht und angenehm, die gegenseitige aber mühsam und wohl gar schmerzhaft werden“. S. Reimarus Betrachtungen über die Triebe der Thiere S. 129. --- ferner §§. 128. 132.



messenen Organisation ihrer ganzen Maschine, und aus der Fähigkeit über die Gegenstände ihrer Vorstellungskraft anschauend zu raisonniren, verständlich erklären lassen. — Zum Ueberflusse könnte man noch annehmen, daß diese Thiergattungen einer lebhafteren unterscheidenderen Vorstellung von den Beschaffenheiten und dem Zustande ihres Körpers fähig seyen, als wir Menschen, welches gar nichts unge-reimtes in sich hat, und schon von unserm Keimaro gemuthmaßet worden ist.

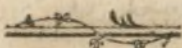
Nachdem ich die von Hrn. Herder zu Erklärung der thierischen Kunsttriebe gesammelten Bemerkungen nicht allein nach bestem Vermögen aus einander gesetzt, und erläutert, sondern auch zu ihrer Unterstützung aus eignen Mitteln freygebig beygetragen habe; so muß ich nunmehr das aufrichtige Bekenntniß thun, daß ich mir selbst aus der vorgelegten Theorie die ursprüngliche Beschaffenheit der eigentlichen Kunsttriebe nicht herzuleiten weiß; ja daß ich sogar unfähig bin, nur eine Weisung darinn zu erblicken, welche zu einer genetischen Erklärung derselben leiten könnte.

Anstatt die Schwäche meines Geistes vor meinen Lesern durch weitläufige Raisonnements zu rechtfertigen, will ich sie in den Stand setzen, die Stärke
des



des ihrigen zu prüfen, und zu dem Ende die von Hrn. Herder zu Erklärung der thierischen Triebe angewiesenen Data bey Erwegung einiger besondern Fälle zusammen nehmen. Ein jeder muß alsdenn selbst fühlen, ob diese Data Erkenntniß-Gründe für ihn sind, ob sie ihm die Sache, wovon die Rede ist, begreiflicher machen oder nicht. Uebrigens ist es mir gleichgültig, ob man meine vorhin gemachten Anmerkungen dabey im Sinne behalten, oder andre Erklärungen der Herderischen Sätze, welche man für zureichender hält, an ihre Stelle schieben will. — Ich schreite zu meinem Vorhaben.

Reaumur, Rösel, Bonnet, und mehrere Naturkündiger haben eine Gattung Raupen beschrieben, welche man Blatwickler nennt. Unter diesen Raupen giebt es eine Art, deren Geschichte wir besonders merkwürdig geschienen hat. Sie wird von den Naturkünstlern durch die Form ihres gewebten Gehäuses unterschieden, welches wie ein Haberhorn gestaltet ist. Nachdem dieser Blatwickler mit seinen Zähnen ein Stück von einem Eschenblatte eingeschnitten, und es in Form einer Papierdeute zusammen gewickelt hat, so befestiget er diese hohle Pyramide auf dem angränzenden Stücke seines Blattes. In der Mitte dieser Basis seines Gehäuses naget er eine cirkelförmige Oefnung, wobey er aber so künstlich zu Werke



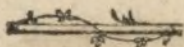
Werke geht, daß das herausgenagte Stück Blatt in der Oefnung dergestalt haften bleibt, daß es durch einen leichten Stoß von innen hinaus, hingegen nicht eben so von aussen herein getrieben werden kan. Nachher befestiget er am Rande der Oefnung einen Faden, den er gegen über in der Spitze der Pyramide anspant, und in der Mitte dieses Fadens webt er sich ein. Der Kopf des Papillons kömmt gegen die eingenaigte Oefnung zu liegen, wo das Gewebe gleichfalls so eingerichtet wird, daß er mit wenig Mühe durchbringen kan; da findet er dann den Faden, an dem er sich herunter läßt, stößt gegen die Thüre des Gebäudes und fliegt hinaus.

Die Wirkungsart der Kräfte, welche die verschiedenen Handlungen dieses Insekts dergestalt unter einander verbinden, daß sie nicht bloß zuletzt in Eins zusammen treffen, sondern von ferne gerade zu dahin abzielen, scheint für den menschlichen Verstand ein unauslößliches Geheimniß zu seyn. Auch dann, wenn wir unserm Insekt den höchsten Grad menschlicher Einsicht zuschreiben wollten, würden wir damit noch lange nicht auslangen, jenes Vermögen, ohne die mindeste Leitung vorhergegangener Erfahrung für die Zukunft zu handeln, zu erklären. Indessen ist das Factum nichts desto weniger unläugbar: die blatwickelnde Raupe handelt in Beziehung

I. B. 2tes St.

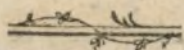
§

auf



auf die ihr bevorstehende Verwandlung ihrer Gestalt, Gliedmaßen und Organe. Sie scheint den Widerspruch zwischen ihren gegenwärtigen und zukünftigen Bedürfnissen zu empfinden; sie hebt, durch weise Mittel, ihn auf.

Bernunft, sagte ich, kan so viel nicht ausrichten. — Wird im höchsten Grad geschärfte, in einen kleinen Kreis auf ein Einerley eingeschlossene Sinnlichkeit es zu thun im Stande seyn? Herr Herder behauptet dieses, und was er von der Art und Weise sagt, wie dieses geschehen soll, hab' ich bereits angeführet. Ich versprach aber meinen Lesern, seine Sätze noch einmal in einer Anwendung auf unsre Raupe zusammen zu nehmen, damit wir sähen, ob eine Erklärung daraus würde. Also: weil der Blatwickler mit unendlich feinen, durchdringenden Sinnen begabt ist, weil seine Vorstellungskraft nach Maßgebung des kleinen Kreises, der sie umschließt, außerordentlich wirksam wird, und beyde auf einen Punkt geheftet bleiben; so ist der Blatwickler im Stande, mit seinen gegenwärtigen Handlungen, auf eine ihm bevorstehende, noch nie erfahrene, gänzliche Verwandlung seiner Gestalt, Sinne und Organe, und auf die daraus entstehenden seiner gegenwärtigen Beschaffenheit ganz entgegen gesetzten neuen Bedürfnisse, künstlicher Weise abzielen. — Ich über-



überlasse meinen Lesern zu urtheilen, ob ihnen hiedurch etwas von dem Instinkt des Blattwicklers erklärt werde? Was mich betrifft, ich gehe dabey ganz Erkenntniß-leer aus.

Die Raupe, welche wir so eben betrachtet haben, ist lange nicht das wunderbarste Insekt. Man erinnere sich nur der Biene, der Mauerwespe, der Laubmotte, der Spinne, des Ameislöwen, und einer Menge ähnlicher Thierarten. Alle machen die angemessensten Anstalten zur Erreichung gewisser Zwecke, zu deren Vorhersehung kein uns bekanntes, weder sinnliches noch vernünftiges Vermögen hinreicht. Der Ameislöwe, die Spinne, haben die Insekten, die ihnen zur Nahrung bestimmt sind, noch nicht gesehen, sie wissen nichts von ihren innerlichen und äußerlichen Beschaffenheiten, dennoch richten sie ihre Raubnester diesen Beschaffenheiten gemäß ein, stellen sich am rechten Ort' auf die Hut, und bemächtigen sich ihres Fangs auf die geschickteste Weise. — Der Wurm, woraus der weibliche Hirschkäfer entsteht, gräbt sich vor seiner Verwandlung eine Höle nach seiner Länge, der männliche aber eine zweymal so lange, sonst würden dereinst seine Hörner sich nicht entfalten können. — Die Laubmotte, da sie, wenn sie sich ihr Kleid verfertiget, noch nicht ausgewachsen ist, schlägt ein Stück Zeug ein, damit sie ihre



Hülle bis zu dem Grade der Dicke, welche ihr Körper erreichen wird, erwidern könne. — Die Wasser = Insekten suchen, wenn ihre Verwandlung herannaht, einen Halm, kriechen daran aus dem feuchten Element in die Höhe, werfen ihre Puppenhaut ab, und theilen mit ausgebreiteten Flügeln die Luft. Diese Papillon legt hernach seine Eyer nicht auf das Trockne, sondern trägt sie ins Wasser, wo seine Brut gedeyen kan.

Mehrere Beyspiele aus dem Insektenreiche würden überflüssig seyn; ich gehe also zu einer andern Thierart über.

Hier bietet sich meiner Einbildungskraft zuvörderst der Biber an. Ich darf voraus setzen, daß seine Geschichte meinen Lesern bekannt ist, und also gerade zu fragen, welcher Sinn, welche Feinheit des Sinnes wäre wohl im Stande, diesem Thiere zu bedeuten, es müsse, wenn es in einem Flusse sich niederlasse, seine Wohnungen durch einen mit Schleusen versehenen Damm schützen, in einem See aber, der dem Aufschwellen und Fallen nicht so unterworfen ist, habe es dieser Vorsicht nicht vonnöthen? — Ferner, wo nehme ich bey dem Biber den Zug her, der seine Sinnen auf einen Punkt heftet, ihn zur lebendigen Maschine für sein Kunstwerk machet, da dieses



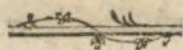
dieses Kunstwerk in keiner nothwendigen Verbindung mit der Erhaltung weder des einzelnen Geschöpfs, noch der Gattung, steht. Viele Biber werden geboren, pflanzen sich fort und sterben, ohne jemals ihre Kunstfähigkeiten angewendet zu haben. (*) Sie machen auch keine neue Gebäude, so lange die alten dauern, sondern bessern sie nur aus, wenn irgend durch einen Zufall etwas daran zerrüttet worden.

Wer das angeführte nur mit einem geringen Grade von Aufmerksamkeit erwegt, der wird eingestehn, daß so lebhaft und klar auch die Vorstellungen, so stark, vielfach und allgemein auch ihre Association, so bestimmt auch ihre verhältnißmäßige Richtung bey dem Biber angenommen werden möge, daraus dennoch keine sich selbst bildende und zugleich vernunftlose Fertigkeit zu erdenken sey, welcher man die Handlungen des Bivers zuschreiben und sie daraus erklären könne.

§ 3'

Ich

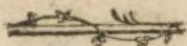
(*) Hr. Reimarus § 83. seiner Betrachtungen über die Triebe der Thiere, bezweifelt dieses Factum, ohne Zeugnisse dagegen anzuführen. Zum Ueberflusse will ich diesem Beispiele ein anderes an die Seite setzen. --- Wenn man eine neu angelegte Carenne mit Hauscaninchen bevölkert, so fahren diese einige Generationen durch fort, sich wie die Hasen zu lagern; nachher aber fangen sie an, gleich den wilden Caninchen, sich künstliche Gruben zuzubereiten, und in Familie zu leben.



Ich gehe zu den Vögeln fort, und frage wieder: welcher Sinn, welche Feinheit des Sinnes kan den Vögeln bedeuten, daß sie eine künftige Brut bey sich tragen, daß sie ihre Eyer nicht wie Unflath von sich werfen, sondern ein bequemes Nest zu ihrer Erwärmung bauen sollen? Was für eine Richtung der Sinne kan sie zu dem Triebe, ihr Geschlecht zu erhalten, führen, sie mit den besten Mitteln zu diesem Zwecke bekannt, und ohne vorhergegangene Uebung zu deren Anwendung geschickt machen?

Eines Raubvogels, der weißköpfige Adler genannt, muß ich besonders gedenken. Dieser Räuber fische nicht selbst, sondern er nöthigt den Oskifraga seine gemachte Beute fallen zu lassen, und erhascht sie nachher in der Luft. Dann zerknirscht er mit dem Schnabel des Fisches Kopf, wirft den toden Körper in die Höhe, damit er ihn, den schwersten Theil unten, in seinem Rachen auffangen könne, ohne durch die Schuppen, Stacheln oder Stoßfedern verletzt oder erwürgt zu werden.

Diejenigen Thiere, derer Sphäre die größte und vielfältigste ist, bieten nicht weniger unerklärbare Erscheinungen dar. Ich will aus ihrer Geschichte nur den einzigen Hirsch anführen. Dieses Thier bedient sich einer Menge Ränke, welche es, gleich andern



derm Wilde, nach den Umständen abändert, um die Hunde von seiner Spur abzubringen. Verfolgt und ermüdet, kehret er zuweilen auf seinem Wege plötzlich um, läuft eine Strecke zurück, beschreibt einen grossen Kreis, setzt mit einem gewaltigen Sprunge aus diesem Kreise, wirft sich zu Boden, und sucht seinen Athem in die Erde zu verschliessen. Die Hunde laufen an ihm her, er rührt sich nicht; sie kommen zurück, folgen seiner Spur in dem von ihm durchlaufenen Kreise, verirren sich, und so gelingt es oft dem Hirsche, ihrer Verfolgung zu entgehen.

Man erwege diesen Vorgang in seinem ganzen Umfange, in allen seinen Theilen, und lasse dabey nicht auffer Acht, daß der Hirsch der Fährte keines Thiers nachgeht, sondern höchstens nur in der Luft spürt, und vor dem Geruche fliehet. Man versuche nachher, ob die Herderischen Sätze sich mit den angeführten Erscheinungen dergestalt in Verbindung bringen lassen, daß eine Erläuterung daraus erwachse. Mir hat es durchaus damit nicht gelingen wollen, so viel Nachdenken ich auch darauf verwendet.

Uebrigens pflichte ich darinn des Hrn. Herders Meynung bey, daß man zu Erklärung der thierischen Kunsttriebe keine blinde Determinationen der



Seele; welche in der That alle Philosophie verwüsten, annehmen dürfe, und glaube mit diesem scharfsinnigen Weltweisen, „daß es die einzige positive „Kraft des Denkens sey, die mit einer gewissen Organisation des Körpers verbunden, bey den Thieren Kunstfähigkeit, und bey dem Menschen Vernunft wird“. Aber ich vermüthe dieses nur aus allgemeinen Gründen a priori; a posteriori, wenn ich über die Berrichtungen der kunstfertigen Thiere empirisch philosophire, wüßte ich die Sache nicht wahrscheinlich zu machen.

Es gelingt uns zwar sehr gut von einer Seite mit der Erklärung einer großen Anzahl thierischer Handlungen, weil die thierische Sinnlichkeit, Organisation und animalische Oekonomie mit der unsrigen ähnliche Beschaffenheiten hat, und wir auch die so genannten untern Kräfte des Verstandes mit den Thieren, obgleich in unterschiedenen Graden, theilen. Hingegen bieten uns die Thiere von einer andern Seite wieder solche Erscheinungen dar, welche sich so wenig unter irgend ein uns bekanntes Psychologisches, Physiologisches oder mechanisches Gesetz bringen lassen, daß wir uns nicht einmal eine endliche Fähigkeit einzubilden vermögen, welche sie zu erzeugen im Stande wäre.

Der

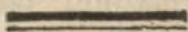


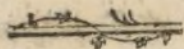
Der Raum verstatet mir nicht, diesen Unterschied hier näher zu untersuchen, sonst lohnte es sich wohl der Mühe, nach einer genaueren Beobachtung der thierischen Handlungen, diejenigen, deren Bestimmungsgründe und Bewegursachen wir einzusehen vermögen, von denjenigen abzusondern, wovon wir dieses nicht können; denn viele Thiere scheinen in ihrem Kreise durch Bewegungsmittel fortgeleitet zu werden, die ganz etwas anders sind, als Vorstellungen der Resultate, welche aus ihren Handlungen entspringen sollen.

Eine solche Auseinandersetzung würde eines Theils die Aehnlichkeiten und Unähnlichkeiten zwischen Thier und Mensch noch sichtbarer machen, und andern Theils uns in Stand setzen, genauer anzugeben, was wir eigentlich zu wissen verlangen, wenn wir den Quellen der thierischen Kunstfertigkeiten nachforschen.

Bey einer neuen Veranlassung kehre ich vielleicht zu dieser Materie zurück, und gebe ihr alsdann die gehörige Ausführung.

W. S. I.





II.

Fortsetzung
des Ersten Buchs
von
Charmides und Theone.

7.

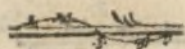
„Die unsterblichen Götter, so spricht Charmides, lieben den Sterblichen, welcher das Schöne liebt; denn die Götter im Olympus sind schön, und so ist alles, was sie thun. Wer sich Tag und Nacht um das Schöne bekümmert, der sucht die Götter; und diese wollen, daß man sie finde. Vor Zeiten stiegen sie zu den Menschen herab auf die Erde; ize aber reden sie mit der Seele des Menschen durch Eingebung und Träume; oder sie lassen Gedanken in seine Seele kommen, von denen man sagen muß: das sind Gedanken der Götter!“

Ich war ein Jüngling; da feyerte man den Rosenmond auf unserm Hügel; und ich gieng, nach meiner Gewohnheit, in den Hayn der himmlischen Venus, und las zum ersten die Schrift unter dem Bilde. So gleich kamen Gedanken in meine Seele, die mir fremd waren; aber ich wurde bekannt mit ihnen, wie ein freundlicher Mann mit einem freundlichen Gaste, welchen er nie gesehen hat, auf seiner Thürschwelle bekannt wird. Nach und nach wurd' ich an diesen

diesen Gedanken etwas göttliches gewahr, so wie die guten Leute der alten Welt an ihren Olympische Gästen, deren schlechte Kleidung einen gewissen inwohnenden, ewigen Glanz nicht verbergen konnte.

Nun fühlte ich mich von einem Hauche der seligen Götter angeblasen; angefüllt mit dem, was bey ihnen wirkliche Seligkeit, bey den Menschen Begeisterung oder süsse Schwärmerey ist; und von der Gottheit selber festgehalten. Ich lag am Altar, und dürfte nicht aufstehen. Es fieng an zu dämmern; es wurde Nacht. Ich schlief ein. Der Schlummer sollte nur zu neuem Entzücken mich stärken. Als der Morgen begann, und ich halb erwachte, sah ich die Bildsäule der Venus mir lächeln, und hörte die Grazie den Nahmen Charmides nennen. Darauf sah' ich, wie der Hain sich in eine grüne Wiese verwandelte, so grün, als wär' es der erste Frühling der Schöpfung; und mit Blumen bedeckt, als hätte die Blumen keine Menschenhand gesät; als wären sie auf einen Wink des allmächtigen Jevs hervorgesprossen. Auf der einen Seite der Wiese standen hohe Felsen: auf der andern ein kleiner Wald, von Lilien eingefast. Die Luft war erquickend; am Himmel farbten sich dünne Wolken in der Morgenröthe.

Und ich sah, nicht weit von den Lilien, ein Mädchen stehen. Es war die Schönheit, so wie sie einst in dem grossen Gedanken der Gottheit



heit da gewesen ist, als diese das erste Mädchen zu schaffen beschlossen hat.

Auf einmal tönnten die Wolken, und aus der Morgenröthe kam eine Stimme. Jeder Zweig des Waldes und jede Blume der Wiese schien, mit gleicher Süßigkeit, sie zu wiederholen; und die Stimme sang:

Gehet aus, ihr holden Blicke!
 Vollendet unsre Welt.
 Es werde die Nacht des Grabes erhellet.
 Euer Lächeln schmücke
 Den Boden, wo die Unschuld fällt;
 Euer Lächeln entzücke
 Die traurende Welt.

Alles um das Mädchen her wurde Gesang; aber das Mädchen vernahm die Stimme nicht. Es blieb in seiner vorigen Einfalt; und gieng schüchtern über die Wiese.

Da bebten die hohen Felsen; und es ward ein Geschrey; und die Felsen riesen:

Empörung und Krieg
 In Seen und Lüften!
 In Seen und Lüften
 Blutiger Sieg!
 Zwischen Gewürmen in den Gräften,
 Und zwischen bepanzerten Heeren Krieg!

Da



Da bewegte sich der Wald, und die Lilien bewegten sich; ein Lied wurde gehört; und die Töne des Liedes antworteten:

Aber süßer Friede hat
Das Mädchen geschaffen.
Es redet im Lärm der Waffen:
Dann wird die Stimme des Bürgers matt.
Süßer Friede hat
Das Mädchen geschaffen.

Die Stimme der Felsen:

Giftige Becher
In des Freundes Hand!
Und Verräther, und Verbrecher
Sckleidet in weisses Gewand!

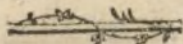
Die Stimme des Waldes:

Aber das Auge der Schönen
Ist ohne Schuld.
Es soll die Tugenden versöhnen;
Es soll an Menschenhuld
Die Seele gewöhnen.
Auf ihren Lippen ist Geduld;
Ihr Athem ist Liebe; das Auge der Schönen
Kan die racheuden Götter versöhnen.

Die Stimme der Felsen:

Olymp und Götter!
Eitle Rahmen für den Spötter!

Ein



Ein Gaukelspiel das schlagende Meer;
 Ein blosser Schall das laute Wetter!
 Und die jauchzenden Hügel umher;
 Die Knospen im Hayn; im Sonnenglanz die
 Blätter
 Ohne Wunder für den Spötter,
 Und von aller Gottheit leer!

Die Stimme des Waldes:

O der Himmel ist voll Götter:
 Denn wo sonst das himmlische Mädchen her?
 O der Himmel ist voll Götter;
 Und sie nährt Ambrosia:
 Denn das liebliche Mädchen ist da!

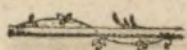
Die Stimme der Felsen:

Was hilft den Söhnen der Erde
 Des Olympus Macht,
 Wenn der kleinen verlassenen Heerde
 Zeus in seinen Wolken lacht?

Die Stimme des Waldes:

Er liebt die Söhne der Erde:
 Wohlthun ist des Mädchens holde Geberde;
 Sphärentanz, und Göttergenuß,
 Und ein Jubel ist des Mädchens Ruff!

Die



Die Stimme der Felsen:

Ein Jubel, ein Himmel! Selige Stunden,
Von der süßesten Vergessenheit geführt!
Lippen, von schöneren Lippen berührt;
Seelen, von schöneren Seelen umwunden!
Liebe selber hat die Stunden
Unter Nectarschaalen aufgespürt.

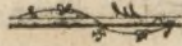
Aber mitten unter Küßen
Wird es Nacht.
Und die Bande sind zerrissen;
Keinem Ruf des Liebenden erwacht
Jenes Auge wieder.
Eine Schöpfung ohne Lieder!
In der ganzen schweigenden Natur!
Ach! des Mädchens Asche nur!

Die Stimme des Waldes:

Das Mädchen kam vom Himmel herab;
Im Himmel ist ihr Sitz geblieben;
Denn was die guten Götter lieben,
Verschlingt kein finstres Grab.
Das Mädchen kam vom Himmel herab,
Die Menschen zu erfreuen;
Es wandelte gern die heilige Bahn:
Und Götter sollte nun ihr schönstes Werk
gereuen?

Die Reize der ihnen Getreuen,

Welche



Welche sie wandeln sahn
 Auf der heiligen Bahn,
 Sollten die Winde zerstreuen?
 Und die Seele der Getreuen
 Hielt umsonst dem Tode still?

Wenn Jevs die Menschen segnen will;
 Er kann aus diesen Lieblichkeiten
 Uns eine künftige Welt bereiten;
 Er kan in besseren Gefilden
 Der Liebe Lächeln wieder bilden.
 Dies Leben, und ein Aſchenkruſg
 Sind für die Unſchuld nicht genug.

O Mädchen! wenn du gleich den guten
 Göttern biſt;
 Unſterblich, ſo wie ſie; dem Himmel ange-
 bohren;

O Mädchen! dein Geliebter iſt,
 So wie der Schwur, den wir geſchworen,
 Unſterblich auch: denn ohne mich
 Iſt keine Seligkeit für dich;
 Wir ſind dem Himmel angebohren:
 Was meine Tugend feſt an deiner Tugend
 hält,
 Iſt ewiger, als dieſe Welt.

Da tönten wiederum die Wolken, und aus
 der Morgenröthe kam ein leßter Geſang:

Geht

Gehet aus, ihr holden Blicke!
 Die Nacht des Grabes ist erhell't.
 Euer Lächeln schmücke
 Die künftige Welt.

Und der Hahn, worinn ich lag, und der Ra-
 sen, und die Bildsäule wurden, was sie gewesen
 waren, das Traumgesicht kehrte zum Olym-
 pus zurück; und ich kniete vor der himmlis-
 schen Venus und ihrer Grazie.

Wie konnte von der Zeit an, daß die Götter
 so mit mir redeten, mich etwas unheiliges oder
 gemeines von ihnen entfernen? Weil ich das
 Schöne geliebt habe, bin ich ihr Freund gewor-
 den; und nun erst lern' ich in ihrem Umgange,
 was ewig schön, wie sie selber, ist.

8.

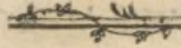
So weit die eignen Worte des Char-
 mides.

Als der Jüngling den Ort seiner Erscheinung
 verließ; gedacht' er an Theonen, und liebte sie
 zärtlicher, als vorhin. Aber den Rosenhügel,
 und die wollüstigen Mädchen, und ihre Tänze
 wollt' er nicht wiedersehen; um den Anblick der
 höchsten Schönheit und die Spuren von dem Be-
 suche der Götter unvermischt in seiner gereinigten
 Seele zu erhalten. Er fürchtete jeden Schat-
 ten, welcher seinem Auge die Klarheit des Him-
 mels verdunkeln, jeden Laut, welcher die Scim-

I. B. 2tes St.

J

me



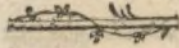
me der Morgenröthe seinem Ohr' unverständlich machen, und jedes Lüftgen, das den Hauch der Unsterblichen in ihm verwehen könnte. Ganz heilig, wie das Traumgesicht, und selig, wie die Gegend, von wannen es ihm gesandt war, gieng er einsam auf der Strase, welche nach Paphos hinführte. Diese Strase war ehemals die kleine Theone gegangen.

Charmides richtete seinen Weg nach einem Berge, dessen hohe Cedern für niemanden, als für einen Liebenden, oder für einen Mann, der mit Göttern gesprochen hatte, da zu seyn schienen. An dem Fuße desselben lagen Myrten- und Lorbeerwälder, mit einzelnen Hütten. Indem Charmides dem Berge sich näherte, vernahm er, von der Seite des lustigsten Myrtenwaldes, eine Leier und einen Wechselgesang. Es waren nicht die weichlichen, schwelgerischen Töne der gewöhnlichen Lieder seiner Zeit. Die Leier wurde männlich gegriffen; und die Weise des Gesangs hatte zugleich Anmuth, Einfach und Kraft. Jener folgte dem Liede bis an den Myrtenwald, und da saßen drey Jünglinge, wovon einer die Stimmen der beyden andern auf dem Saitenspiel begleitete. Sie glichen keinesweges denen Jünglingen, welche man auf dem Hügel, unter den Rosen, zu sehen pflegte. Frisches Blut war in ihren Gesichtern; ein freyer, aber mit Bescheidenheit geöffneter Blick in ihren Augen; ihre Kleidung war einfach, und ein Myrtenzweig ihr ganzer Schmuck. Wie sollten sie nicht dem

dem Charmides gefallen? Er grüßte sie freundlich; aber sie, sobald er zu ihnen hintrat, hörten auf zu singen und zu spielen, als fürchteten sie, das Lied möchte durch seine Gegenwart entheiligt werden. Charmides errieth ihr Stillschweigen; und sieng an, die Jünglinge zu lieben. Ihr Jünglinge, so sprach er, vielleicht bin ich nicht unwerth, ein Zeuge von eurem Wettstreite zu seyn. Wer bist du? fragten sie. Er antwortete: Charmides, des Callias Sohn. Des Callias? versetzten jene; des Künstlers, welcher die Bildsäulen der Venus macht? Eben desselben. Die Jünglinge wurden ernsthafter; jedoch sahen sie auf der Stirne des Fremden etwas, das ihr Herz zu dem seinigen neigte. Charmides wünschte, sie könnten einen Blick in seine Seele thun. Alle schwiegen eine Zeit lang. Endlich fuhr der, welcher die Leyer gespielt hatte, fort: „deine Wohnung, Charmides, ist sie nicht unweit des berühmten Hayns, in welchem vor Alters geopfert wurde?“ Ja, sagte der Sohn des Callias, heute Morgen noch hab' ich an dem Rasen-Altar gebetet. Auf einmal wurden die Jünglinge froh; und boten ihm die Hand; und der, welcher die Leyer gespielt hatte, sagte ferner: O Charmides! ein guter Gott hat dich geleitet, daß du den Altar fändest; ein guter Gott hat in deine Seele gegeben, daß du vor dem hölzernen Bilde knietest, und nicht vor den Bildsäulen von Marmor. So wisse denn, Charmides, wir drey Jünglinge sind Brüder, und stammen aus

J 2

einem



einen alten Priestergeschlecht'. Unsrer Vorfahren sind Geweyhete der himmlischen Venus gewesen, haben in ihrem Hayn gedient, und in hölzernen Opferschaalen ihr Milch und Honig gebracht. Darum knieen wir nicht vor den Altären zu Paphos und Amathunt. Wir behalten den einfältigen Dienst unsrer Vorfahren, und besuchen jährlich, was ihnen heilig war.“

„Diese kunstlose, wohlgemeynte Sprache gieng tief in das Herz des Charmides. Ein guter Gott, so sprach er, hat mich geleitet, daß ich euch, ihr Jünglinge, fände. Wollt ihr; so laßt uns Freunde seyn. Wir wollen es: antworteten sie; und einer von ihnen setzte hinzu:

„Dieser Tag kömmt von der Göttin der Liebe.“ Schon sahen wir heute zwo Mädchen, wie wir noch keine gesehen haben. Sie waren aus Paphos, hatten eine Sclavin bey sich, (und ruhten bey jener Myrte sich aus. Die älteste mochte von achtzehn, und die jüngste von zwölf Jahren seyn. Holdseligkeit und Schaam war auf ihren Wangen, in ihren Geberden, in den Falten ihrer Schleyer, und überall. Wärest du da gewesen, Charmides! du hättest sie beyde für würdig gehalten, mit uns in unserm Hayn zu opfern. Aber die älteste! so etwas anmuthiges berührte, seit den Grazien, die Erde nicht. Wir giengen hin zu den Mädchen, und brachten ihnen zur Erfrischung ein wenig Obst. Anfanglich weigerten sie sich; aber sie betrachteten uns

uns genauer; schienen sich über uns zu wundern; und nahmen die Erfrischung an. Und da, Charmides! hörten wir die Stimme der ältesten. Guter Jüngling! hättest du sie gehört; das Bild unserer Göttin wäre dir noch heiliger.

Als das Mädchen aufstand, und mit seinen Begleiterinnen fortgehen wollte, brachen wir einige Zweige von der Myrte ab, worunter es gefressen hatte, und gaben sie dem Mädchen. Du willst, am Feste der Venus, auf dem Rosenhügel tanzen? fragten wir. Ich tanze nicht auf dem Rosenhügel: war ihre Antwort. Sie gieng, und ihr Gang bewies uns, daß sie der himmlischen Venus angehöre.

Dieser Unbekannten stimmten wir den Wechselgesang an, über welchem du uns überraschtest. Gefällt es dir nun; so wollen wir ihn wiederhohlen.“

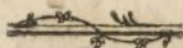
Darauf nahm der eine Jüngling seine Leyer, und die beyden andern sangen:

„Erste Stimme:

Sieh die jüngste jener Myrten,
Die, den Täufer zu bewirthen,
Furchtsam ihre Zweige beut!

Zwoote Stimme:

Sieh der Schäferinnen beste,
Wie sie zu dem Frühlingsfeste,
Schüchtern ihre Kränze beut!



Erste Stimme:

Nymphen gehn erquickt vorüber;
Und die Vögel singen lieber,
Wo sie Wohlgerüche streut.

Zwoote Stimme:

Wenn die Freuden sie umfächeln;
Ist in ihrem kleinsten Lächeln
Tausendfache Lieblichkeit.

Erste Stimme:

Lieblich muß der ganze Hayn

Zwoote Stimme:

Und die Seele still und rein

Zusammen:

- 1 Um die kleine Myrte seyn.
- 2 In dem schöne Mädchen seyn.

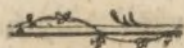
Erste Stimme:

Wenn das Laub die Winde kräufeln,
Hört man ein verliebtes Säufeln
In der leisen Myrte nur.

Zwoote Stimme:

Immer zur beglückten Stunde,
Redet aus des Mädchens Munde
Die gefälligste Natur.

Erste

**Erste Stimme:**

Mit der buhlerischen Rechten
Einen Kranz aus ihr zu flechten
Hat kein Satyr noch gewagt.

Zwoote Stimme:

In dem Thal, wo sie geseffen,
War die Liebe nie vermessen;
Stolze Jugend war verzagt.

Erste Stimme:

Unverlezlich muß der Hayn

Zwoote Stimme:

Und die Seele still und rein

Zusammen:

- 1 Um die kleine Myrte seyn.
- 2 Durch ihr ganzes Leben seyn.

Erste Stimme:

Aber ach! ein kalter Nord
In bereiften Dämmerungen

Zwoote Stimme:

Ach! von ungeweyhten Zungen
Ein verführerisches Wort

Zusammen:

- 1 Haucht die zarte Blüthe fort.
- 2 Scheucht die erste Tugend fort.



Erste Stimme:

Aber ach, ein Sonnenschein,
Den die Weste nicht umfächeln,

Zwoote Stimme:

Ach! ein ungetreues Lächeln,
Das nicht Huldgöttinnen weyhn,

Zusammen:

- 1 Kan der Tod der Myrte seyn.
2 Kan der Tod der Unschuld seyn.

Erste Stimme:

Nie verjüngen sich die Blätter;

Zwoote Stimme:

Und der Unschuld Reize nie:

Erste Stimme:

Schüzet, o ihr guten Götter!

Zwoote Stimme:

Schützt, ihr Huldgöttinnen! sie.“

Das ist Theone! sagte Charmides zu sich selbst; und hätt' er sich nicht gewöhnt, alles, was er redte, vor den Ohren der Grazien zu reden; er hätte laut: Theone! gerufen. Aber so bemerkten die Jünglinge nur einen Strahl von Entzücken in seinem Gesicht, als er von ihnen Abschied nahm; und Charmides eilte, seine Geliebte zu suchen.

Unter denen, welche das Fest auf dem Hügel begiengen, war Theone nicht. Auch im alten Hayn war sie nicht. Unser Jüngling durchsuchte jeden heiligen Ort, bis es Abend war. In der späten Dämmerung kam er wieder an den Hayn; und da schimmerten ihm drey Mädchen-Gestalten entgegen. Sie näherten sich dem Gehölz'. Eine davon war noch unerwachsen; die zwoote gieng neben dieser, und führte sie an der Hand; und die dritte blieb in einiger Entfernung stehen. Es mußten die Mädchen aus Paphos, mit ihrer Sclavin, seyn. Sie redeten; und da vermahm Charmides die Stimme seiner Theone.

Schwebt über ihm, ihr Grazien! daß er euch izt nicht verläugne; daß er an diesem einsamen Ort', in dieser Abendstunde sich nicht zu den Füßen einer Jungfrau werfe, die das Heiligthum besuchen will. Eine schwere Probe! Laßt sie die letzte seyn, ihr Grazien! Wenn er nicht unterliegt; so hat er Theonen verdient.

Charmides verdiente Theonen. Er gieng, unbemerkt, in dem dichtesten Gebüsch' ihr nach; denn er wußte, daß er im Walde der himmlischen Venus die Worte seiner Geliebten behorchen durfte.

Was aber die Mädchen zusammen redeten, das hat der Jüngling, so getreu als möglich,



aufbehalten, und in einen Gesang verwandelt.
Und hier ist das Gespräch der beyden Mädchen,
der zärtlichen Theone und ihrer jüngeren
Schwester Eudora.

„Eudora:

Schwester, ach! nicht weiter
In den finstern Hain.
Sind wir doch allein:
Denke nur! im Hain
Irrende Mädchen, ohne Begleiter!
Und die Nacht fällt ein.

Theone:

Die Nacht ist heiter;
Ich kenne den Hain.

Eudora:

Ach! nicht weiter,
Raum ein Sternenschein
Dringt in diese Schatten hinein.

Theone:

Dennoch wagt es kein Berräther,
Diese Schatten zu entweyhn.
Zu den Zeiten unsrer Väter,
Küßten sichtbarlich
Mit Götinnen hier die Götter sich.

Glaube mir: die jüngsten Weste
Hat ein Götterfuß vermählt;

Glaube

Glaube mir: die kleinsten Nester
Sind geheiligt und gezählt.
Unbewährte Schäferinnen
Gehen sicher, wenn Göttingen
Zu Gespielen sie gewählt.

Eudora:

Ach! warum, o Schwester, ist
Mir in diesem Wäldchen bange?
Zweymal hat es mir die Wange,
Zweymal hat es sie geküßt.

Theone:

Fürchte nichts, du Kleine!
Das war der keuschen Musen eine.

Eudora:

Sollte mir die Götterwahl,
Mir ein solcher Kuß gebühren?
Meinen Schleyer anzurühren,
Kam es nun zum dritten mal.

Theone:

Sey getroßt, du Kleine!
Dich liebt der Huldgöttinnen eine.

Eudora:

Schwärzer wird die Nacht; und stumm
Ist das Laub um uns herum.
Keines Vogels Flug!

Keines



Keines Zephyrs Athemzug!
Die Füße beben;
Mir zittern die Blumen im Haar.

Theone:

Wo sich diese Nasen heben,
Ist der Grazien Altar;
Und sie prüfen hier dein Leben,
Ob es lauter Unschuld war.

Eudora:

Die Füße beben;
Mir zittern die Blumen im Haar;
Dennoch prüft mein Leben,
Ob es lauter Unschuld war.

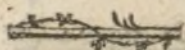
Theone:

Heilig ist das Beben
Am Altar,
Bringe dein vergangnes Leben,
Und das künftige den Huldgöttinnen dar.

Eudora:

Auf einmal wird die Seele still:
Es haben Götter mich ihr Zeugniß fühlen
lassen.
Du schönbekränzte Venus! ich will
Den heiligen Altar umfassen.

Theone:



Theone:

Schwester! als du, noch so klein,
Wie der Schößling im Hayn,
Dich mit auf unserm Hügel sonntest,
Und mich noch nicht lieben konntest;

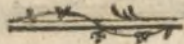
O da liebt' ich schon
Deinen unverständlichen Ton;
O da liebt' ich schon
Deine freundliche Geberde.

Kniend auf der blumichten Erde,
Bat ich Acidalia,
Bat ich alle Götter da:
Götter! dieses Mädchen werde
Lieblich und schön,
Wie die Blumen auf behauten Höh'n;
Aber voll von süßen Wohlthun auch,
Wie der Blumen Hauch.

Schwester! bey den ersten Küssen,
Meiner Treue gegen dich,
Und, in diesen Finsternissen,
Bey der Huldgöttinnen Küssen,
Höre mich:

Wenn dir ein Jüngling näher tritt;
Und könnt' er jedes Herz gewinnen;
Und lockte gleich sein Helden-Schritt
Das Auge keuscher Priesterinnen;





Als Kämpfer, hätte ganz Athen
 Im stolzen Delzweig' ihn gesehn;
 Und im Olympischen Gepränge
 Vernähm' er hohe Lobgesänge;
 Dann höt' er seine Rechte dir;
 O schwöre, Mädchen! schwöre mir:
 Wenn nicht die Grazien bey seiner Wiege
 lachten;
 Du willst den schönen Jüngling verachten.

Eudora:

Und wär' er jung und Liebevoll,
 Wie Ganymed an Göttertischen;
 Und wär' er glänzend, wie Apoll
 In seinen Cynthischen Gebüsch,
 Wenn sie der Opfer = Wehrauch füllt;
 Er sähe vor sich her das Bild
 Von überwundnen Städten tragen;
 Dann höt' er mir den Siegeswagen,
 Und Königstöchter dienten mir;
 Bey deinen Augen schwör' ich dir:
 Wenn nicht die Grazien sein reines Herz be-
 wachen;
 Ich will den Jüngling ewig verachten.“

So die Mädchen. Beyde giengen still-
 schweigend aus dem Hain, und Charmides von
 weitem ihnen nach. Sie kamen in eine Gegend,
 nahe bey dem Rosenhügel, welche von den Fa-
 ckeln

keln der auf dem Hügel noch singenden und tan-
 zenden Jugend ein wenig erleuchtet wurde. Hier
 zog Charmides die Sclavin bey Seite. Mel-
 de mich deiner Gebietherinn. „Ich darf kei-
 „ne Jünglinge melden:“ versetzte die Sclavin.
 Nenn' ihr meinen Nahmen; ich heiße Char-
 mides. Theone kehrte nach dem Geflüster
 sich um; und schon war ihre Hand in den Hän-
 den ihres Geliebten. Charmides und Theo-
 ne weinten.

Warum, o Theone, sah' ich dich nicht
 wieder? „Meine Mutter, antwortete sie, war,
 als mir das letzte mal uns sahen, voll Zorn dar-
 über, daß ich, wegen einer entwandten Rose,
 den Tanz verließ. An dem nächstfolgenden
 Feste blieb ich zur Strafe zurück; und nachher
 wollt' ich sie nicht wieder begleiten. Ich hätte
 mich der Verwegenheit unsrer Jünglinge Preis-
 geben müssen. Wie konnt' ich es, Charmides?
 Ich liebte dich, und du hattest mich deinen Göt-
 tinnen zur Priesterin geweyht. Ist es nicht wahr,
 Charmides, du liebtest mich nicht, wenn ich
 mit unsren Jünglingen tanzte? Bey deinen
 Göttinnen aber, das verstand ich immer besser,
 helfen weder Opfer, noch Blumenkränze, wenn
 sie nicht ein schaamhaftes Mädchen bringt.“
 O daß die Grazien dich dafür belohnen!
 sagte Charmides. Undich, sagt' er, konnte
 dich nicht auffuchen, weil jedes Mittel,
 dich zu finden, nicht schön genug war.
 „Nun ist meine Mutter gestorben, fuhr jene
 fort;



fort; und ich bin' gekommen, diese meine Schwester mit mir in das Wäldchen zu nehmen. Ich that es in der Dämmerung, weil in ihr die Götter am liebsten auf der Erde wandeln. Frage die Grazien, Charmides, ob ich zugleich kommen durfte, dich zu suchen?" Die Gottheit der Grazien ist in deiner Seele, versetzte Charmides, sie redet von deinen Lippen. Aber, Theone! kennst du keinen Jüngling in Paphos, der dich glücklicher machen kan, als ich? „Keinen: bey dem Altar der Venus, welchen ich eben berührt habe!“ So darfst du auch, bey dem Altar der Venus, welchen du eben berührt hast, mir in ihrem und ihrer Gespielinnen Angesichte den ersten Kuß geben. Den letzten geben wir uns, wenn wir sterben.

Theone gab den Charmides den ersten Kuß; und den folgenden Tag kehrten die Mädchen mit ihrer Sclavin nach Paphos zurück.

(Die Fortsetzung folgt im nächsten Stück.)

* * * * *

III.

Ueber die

Widersprüche in der menschlichen Natur.

Die Untersucher der menschlichen Natur haben sich von je her mit grosser Gefälligkeit über die
Wider-

Widersprüche ausgebreitet, die sie darinn zu entdecken geglaubt haben. Der Mensch, haben sie gefunden, hat Fähigkeit bis in die verborgensten Wahrheiten zu dringen; und bey jedem Schritte, den er thut, ist er in Gefahr in den Irrthum zu sinken. Er empfindet die ganze Schönheit der Tugend; und ist immer bereit ihr das Laster vorzuziehen. In seinem Körper stimmen alle Theile zur Gesundheit überein; und unzählig sind die Gebrechen und Krankheiten, denen er ausgesetzt ist. Die Offenbarung hat sie gelehrt, daß gleich bey der Entstehung des Menschen eine grosse Veränderung in seiner Natur vorgegangen ist. Sie haben hierinn die Auflösung der ihnen so räzelhaft scheinenden Widersprüche zu finden geglaubt. Sie haben sich nicht mehr gewundert in dem Menschen wenig Zusammenhang zu entdecken, da sie in ihm bloß die Ruinen von einem ehemals herrlichen, nun aber zerstörten Gebäude gesehen haben. Vergleichen zwischen ihm und den Thieren, die ihren Gedanken nach ganz zu dem Vortheil der letztern ausgefallen sind, haben sie in ihrer Meynung bestätigt.

Man hat oft Fakta mit Religionswahrheiten in so genauer Verbindung geglaubt, daß man sich nicht getrauet hat, die Gewisheit der einen in Zweifel zu ziehen, aus Furcht den andern dadurch eine Stütze

I. B. 2tes St.

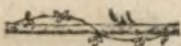
R

zu



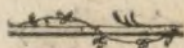
zu rauben. Als wenn Fakta, deren Falschheit zu erweisen ist, zu dem Grunde gehören könnten, worauf die Religion ruht. Es war eine Zeit, da man nicht behaupten durfte, ohne der Inquisition in die Hände zu fallen, daß unsere Erde, wie die übrigen Planeten, sich um die Sonne bewegt. (*) Diese Meynung ist izt überall angenommen, und selbst in Rom würde man nur einen geringen Begriff von seinen Einsichten geben, wenn man die entgegengesetzte äusserte. Man hielt ehemals die Versteinerungen, die man in dem Innern der Erde antrifft, für dauernde Monumente der Sündfluth. Durch genauere Beobachtungen ist ausgemacht, daß sie von der Sündfluth nicht herrühren können, sondern andere grosse Veränderungen, deren unsere Erde mehr als eine erfahren hat, zur Ursach haben müssen. Es ist indessen kein Christ, der deswegen von dem Wunder, wodurch Gott ehemals seinem Volke den Sieg erhielt; oder von der allgemeinen Ueberschwemmung, wodurch er ein Geschlecht sündiger Menschen vertilgte, weniger überzeugt ist. Eben so wird die Lehre vom Falle an ihrer Zuverlässigkeit nichts verlieren, vielleicht aber richtiger erklärt werden müssen, wenn es sich zeigt, daß in der Natur des Menschen nichts

(*) Galilei kam dieser Meynung wegen zu Rom in die Inquisitions-Gefängnisse, und mußte sie abschwören, um seine Freyheit wieder zu erlangen.



nichts widersprechendes ist, sondern alles darinn übereinstimmt, ihn so glücklich zu machen, als es der Platz, den er unter den Wesen einnimmt, verstatet; und daß, wenn jeder einzelne Mensch unvollkommen ist, dieses von äussern Ursachen herrührt, die in den Gesetzen der Natur gegründet sind, und dauern müssen, so lange als diese Gesetze dieselben bleiben.

Wir bilden uns den Begriff von der allgemeinen menschlichen Natur: wann wir alles, was die einzeln Menschen mit einander gemein haben, sammeln und vereinigen; daß aber zurücklassen, wodurch sie sich von einander unterscheiden. Wir erheben uns auf diese Art zu dem Ideale eines vollkommenen Menschen, der nicht im ganzen, aber stückweis in den Individuis des menschlichen Geschlechts existirt. Seine äussere Gestalt kündigt die Vortreflichkeit seiner Natur an, und erregt durch die richtigsten Verhältnisse der Theile die Empfindung der höchsten sichtbaren Schönheit. Sein innerer Bau stimmt zu der vollkommensten Gesundheit überein; alle Geschäfte des körperlichen Lebens werden ungestört verrichtet, und entweder von gar keinen oder von angenehmen Empfindungen begleitet. Durch sinnliche Werkzeuge, deren Einrichtung ihrer Bestimmung entspricht, strahlen die äussern Objekte bis in das Innerste seines Gehirns, und mahlen da



die Natur, nicht wie sie ist, sondern wie es ihm, bey den Verhältnissen, worinn er mit den übrigen Wesen steht, zuträglich ist, daß er sie sehe. (*) Es ist ihm oft vergönnt die Täuschung zu entdecken, und die Natur zu erblicken wie sie ist. Aber so bald die Objekte erscheinen, so löschten ihre lebhaften Bilder die schwachen Vorstellungen der Spekulation, und in der Anwendung dient ihm der Schein besser als die Wahrheit. Seine Seele betrachtet die sich immer folgenden Bilder, bald von den Objekten mit feurigen Farben gemahlt, bald durch verwandte Bilder oder innere Bewegungen mit schwächerem Lichte erneuert. Diese Bilder (***) sind ihr eigentlicher Reichthum, die Materialien, aus denen sie alle ihre Gebäude von Schlüssen oder von Fantasien errichtet. Sie kan keine neuen hervorbringen; über die aber, welche die Objekte einmal gemahlt haben, übt sie eine unumschränkte Gewalt aus. Sie erhält die, welche bereit sind zu verschwinden; sie giebt denen, welche innere Ursachen schwach erneuern, den Glanz, den sonst nur die Objekte geben; sie läßt das Bild verschwinden, und erhält davon nur einen Theil.

Auf

(*) Die Idee der rothen Farbe hat nichts gemein mit einem weniger gebrochenen Strahle, der aus sieben Theilen des ganzen Strahls abgesondert wird.

(**) Unter Bildern werden hier alle sinnliche Ideen verstanden.

Auf diese Art erhält sie von mehreren Bildern nur die Theile, die sie mit einander gemein haben, und bildet daraus einen intellektuellen Begriff. Sie vergleicht Begriff mit Begriff. Sind zween Begriffe von einander zu weit entfernt, so vergleicht sie jeden mit einem Mittelbegriffe, und urtheilt hernach von ihrer Aehnlichkeit oder Verschiedenheit unter einander. Von Vergleichung zu Vergleichung dringt sie bis zu den entlegensten Wahrheiten. So fand Newton, daß die Kraft, welche macht, daß eine Frucht von Baume fällt, dieselbe ist, welche den Mond in seiner Bahn erhält.

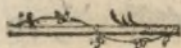
Durch eine andere Operation erhält seine Seele von vielen Bildern einer Art nur die Theile, die mit einander vereinigt ein Harmonisches Ganzes ausmachen können, und bildet die idealische Schönheit. So sammlete der griechische Künstler die einzelnen Schönheitszüge, die er unter mehrere Griechinnen vertheilt fand, und vereinigte sie zu dem vollkommensten Muster der weiblichen Schönheit, der Mediceischen Venus.

Die Vorstellungen seines Gehirns sind seiner Seele nicht gleichgültig. Sie erregen in ihr Empfindungen entweder des Vergnügens oder des Schmerzes. Als ein empfindendes Wesen ist es ihre Natur



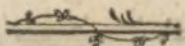
das eine dem andern vorzuziehen. Hierdurch wird ihre bewegende Kraft, die aufferdem ein bloßes Vermögen zu handeln seyn würde, zu besondern Handlungen bestimmt. Die ergötzenden Objekte werden gesucht, die aber geflohen, welche Verdruß verursachen.

Vergnügen und Schmerz sind weit entfernt im Menschen mit einander zu streiten. Mit gleich wohlthätiger Kraft stößt ihn das eine zurück von dem was ihm schadet, und das andere zieht ihn hin zu dem was ihm nützt; vereinigt treiben sie ihn in zusammengesetzter Bewegung durch die Bahn, welche die Fürsührung im System der empfindenden Wesen ihm vorgezeichnet hat, mit derselben Gewisheit, mit der im Sonnensystem die anziehenden und abstossenden Kräfte die Planeten durch ihre elliptischen Kurven treiben. Nicht bloß sinnliche Vorstellungen bestimmen ihn zur Handlung. Allgemeine Begriffe wirken oft mächtiger auf ihn als sie. Selbst der Schmerz wird als ein Gut gesucht, wenn er als Mittel in einen solchen Begriff hineintritt; so wie ein an sich mißhelliger Ton, wann er in einen vollen Accord stimmt, wohlautend wird, und die Symphonie des Ganzen erhöht. Wie oft wiegt in der Wage des Willens der intellektuelle Begriff von Gesundheit den Schmerz einer chirurgischen Operation auf? Alle
feine



Seine Begriffe vereinigen sich zuletzt in dem von einem Leben, wo alle Handlungen zur Vollkommenheit des moralischen Wesens, das sie hervorbringt, übereinstimmen. Seine Einbildungskraft erhöht diesen Begriff bis zur idealischen Schönheit. Es wird seine herrschende Leidenschaft diese Schönheit zu besitzen, und seine entzückenste Wollust sie in seinem eignen Leben zu erblicken. Diese Wollust sucht der Patriot, wann er sich der Marter und dem Tode aussetzt; und die Charitât, wann sie ihre Schätze den Armen austheilt.

Wir finden also in der menschlichen Natur, so wie in allen andern Naturen, nichts widersprechendes. In allen stimmen mehr oder weniger Theile überein zu einem größern oder geringern Glücke der Wesen denen sie zugehören. Die Naturen sind also alle vollkommen. Jedes Individuum weicht aber von der feinigsten ab, und in dem Grade daß es abweicht, wird es mehr oder weniger unvollkommen. Diese Abweichungen beweisen nicht Unordnung in der Natur, sie sind vielmehr ihren Gesetzen, vermöge welcher ein Wesen den Grund enthält von den Veränderungen, die in dem andern vorgehen, gemäß, und so lange diese Gesetze dieselben bleiben, nothwendig. Wir dürfen nicht fragen, warum die Naturgesetze es mit sich bringen, daß ein Wesen die Ursach der Unvoll-



kommenheiten des andern wird. Wir würden die Grenzen überschreiten, die der menschlichen Nachforschung gesetzt sind. Wir übersehen die einzelnen Naturen, und empfinden die Harmonie ihrer Theile. Wir übersehen das allgemeine System der Wesen nicht, und können daher die Harmonie seiner Theile nicht empfinden. Wir sehen also voraus, daß scheinende Dissonanzen uns darinn vorkommen werden. Wann wir hernach bey unsern Untersuchungen wirklich solche Dissonanzen antreffen, ist es vernünftig uns zu wundern das zu finden, was wir erwartet haben? Müssen wir nicht vielmehr, da alles, was wir übersehen, übereinstimmend ist, nach Analogie schliessen, daß das, was wir nicht übersehen, es auch ist?

Anstatt also zu untersuchen, warum der individuelle Mensch unvollkommen ist, wollen wir einen Blick in seine Geschichte werfen, und beobachten, wie er es wird. Es ist hierbey bloß nöthig auf die Veränderungen acht zu geben, die mit seinem Körper vorgehen. Vermöge der genauen Verbindung der Seele mit dem Körper müssen Veränderungen in diesem, Veränderungen in jener, wenigstens bey der Anwendung ihrer Fähigkeiten, nach sich ziehen. Es ist gezeigt worden, (*) daß die Seele des größten Ge-

nies,

(*) Bonnet, Essay Analytique.

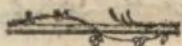
nies, versetzt in ein übel organisirtes oder ganz un-
kultivirtes Gehirn, ihre Fähigkeiten nicht würde nüt-
zen können.

Beynabe alle Naturkundiger kommen igt darinn
überein, daß jeder organisirte Körper aus einem
Keime entspringt, in dem er, schon in allen seinen
Theilen im Kleinern gebildet, so lange verschlossen
liegt, bis die Veränderungen der Zeit ihn in die Um-
stände bringen, die seine Entwicklung begünstigen.
Durch eine neuere Erfahrung ist bewiesen, (*) daß
diese Entwicklung schon vor der Befruchtung ihren
Anfang nimmt. Es wirkt also schon vor der Be-
fruchtung auf den menschlichen Körper ein Theil der
Ursachen, welche in der Folge ihn immer mehr von
seiner Vollkommenheit entfernen.

Nach der Befruchtung ist der menschliche Fötus
mit der Mutter verbunden, und zieht aus ihr seine
Nahrung. Eine Kraft in ihm verwandelt diese Nah-
rung in seine Substanz, und giebt dadurch seinen
Gliedern immer mehr Ausdehnung. Diese Kraft

R 5 strebt

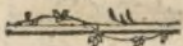
(*) Haller, Pullus in ovo. Der Herr v. Haller hat ent-
deckt, daß, auch in einem unbefruchteten Eie, die
Dotter schon wesentliche Theile des Huhns enthält, die
aber, ihrer Durchsichtigkeit wegen, dem bloßen Auge
nicht sichtbar sind. Die Dotter ist vor der Befruchtung
da, folglich auch das Huhn, wovon sie ein Theil ist.



strebt ohne Zweifel, seinem innern und äußern Baue die höchste Vollkommenheit zu geben, die seine Natur verträgt, allein die nährende Materie, die nie zubereitet ist wie sie es seyn sollte, widersteht ihr durch ihre Trägheit, und vernichtet einen Theil ihrer Wirkung. Sie läßt das einzelne Geschöpf nicht alle die Vollkommenheit erreichen, welche die bildende Kraft sich ihm zu geben bemüht. Der Streit dieser entgegen gesetzten Kräfte fängt mit der Befruchtung, oder schon vorher an, und dauert so lange als das Leben. Zufällige Lagen, zufällige Bewegungen, die der Fötus in der Mutter erhält, vermehren seine Abweichungen.

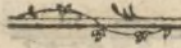
Der Mensch verläßt den Zustand der Pflanze, und beginnt sein thierisches Leben. Wie verschieden erscheint er, schon in der Anlage, von jener idealischen Schönheit, die den Pygmalion bezauberte, und die in der Fabel, nie in der Natur, Leben erhielt; oder von jener höhern Schönheit, die der Schöpfer dachte, da er den Menschen bildete, und deren Züge er unter alle Individua des menschlichen Geschlechts vertheilte? Seine äußere Theile haben ihre richtigen Verhältnisse gegen einander verlohren, und sie werden sie noch mehr verlohren, wenn die Geschäfte eines gewissen Standes, angenommene Gewohnheiten, oft wiederholte Ausdrücke innerer Empfindungen und Leiden-

schaf-



schaften seinem Körper die Züge einer unterscheidenden Physionomie werden eingeprägt haben. Seine innern Theile sind in ihrem Baue eben so mangelhaft. Unvermögend die nährende Materie durchaus zu verwandeln, lassen sie ihr vieles von ihren fremden Eigenschaften. Diese Materie, durch den Kreislauf in das innere Gewebe der Glieder geleitet, um darin den unaufhörlichen Abgang zu ersetzen, theilt ihnen ihre Eigenschaften mit, und entfernt sie dadurch von ihrer Natur. Aus diesen Abweichungen, die durch den Einfluß des Klima vermehrt werden, entstehen alle die mannigfaltigen Schattirungen vom Temperament, deren jedes menschliche Individuum seine eignen hat. Auf einen gewissen Grad getrieben, verursachen sie die Krankheiten, die das Leben verbittern, und zuletzt die, welche es endiget.

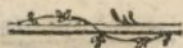
Die Objekte fangen unmittelbar nach der Geburt an ihre Bilder zu mahlen, aber auf ein Gehirn und mit Geistern, die an der allgemeinen Verderbniß Theil nehmen. Die Organisation von jedem Gehirn entscheidet die Lebhaftigkeit der Bilder, die es empfängt, und die Dauer der Eindrücke, die sie zurück lassen. Sie entscheidet, ob mit mehrerer Leichtigkeit intellektuelle Begriffe aus ihnen gezogen, und durch ihre Vergleichung neue Wahrheiten gesucht; oder ob leichter übereinstimmende Züge aus ihnen genommen, und



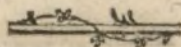
und daraus poetische Schilderungen entworfen werden. Sie entscheidet den Grad des Vergnügens, den die Harmonie einer Kette von Schlüssen, oder einer idealischen Schönheit in der Seele erregt, und den Grad des Nachdrucks, mit dem die eine oder die andere ihre bewegende Kraft zur Handlung bestimmt. Die Umstände, in welche jeder Mensch kömmt, entscheiden die Art der Bilder, die sein Gehirn anfüllen, die Art der Vergleichen die er macht, der Ideale die er sich bildet, der Handlungen die er begehrt. Organisation und Umstände machen jeden Menschen zu dem, was er ist. Durch sie ist er Philosoph, Poet, Held; oder durch sie bleibt die Energie seiner Seele in einer ewigen Unthätigkeit. In dem Gehirne des Newton lag die Lehre von den Centralkräften entwickelt, da er eine Birn vom Baume fallen sahe. Er verglich den Mond, der sich der Erde nähert, zu derselben Zeit, daß er sich in der Tangente seiner Bahn von ihr entfernt, mit der Birn, die sich, wie er, der Erde nähert, wenn sie nichts aufhält. Er urtheilte, daß so ähnliche Wirkungen wohl einerley Ursach haben könnten, und die grosse Entdeckung war gemacht, die eine der merkwürdigsten Epochen in der Geschichte der menschlichen Kenntnisse ist. Die Berechnung gab ihr hernach nur ihre völlige Gewisheit. Shakespear litte durch die Leidenschaften anderer, und durch seine eigenen.

genen. Er lernte die Leidenschaften in allen ihren Gestalten und Wirkungen kennen, und wurde fähig sich Ideale von ihnen zu bilden. Die Umstände machten ihn zum Schauspieler, er stellte daher diese Ideale auf die Bühne. Carl der zwölfte brannte für Begierde ein Alexander zu werden. Der Monarch von einem größern Reiche als das vom Darius griff seine Staaten an. Carl, um seinem Model zu gleichen, konnte nicht weniger thun als ihn dethronisieren. Dieselben Umstände bey andern Organisationen, oder dieselben Organisationen bey andern Umständen hätten nicht dieselben Wirkungen gehabt. Curtius hätte den Newton nicht zum Eroberer; Kepler Carl den zwölften nicht zum Geometer gemacht. Newton, ohne einen wohlthätigen Verwandten, der ihn in den Sitz der Gelehrsamkeit versetzte, hätte in immerwährender Dunkelheit seinen Acker gebauet; Carl der zwölfte, ohne den Curtius, wäre vielleicht ein guter König, mit dem Curtius und ohne Krone, ein Donquiroth, ohne beyde, ein unbekannter Privatmann gewesen.

Der Mensch erreicht das Alter, da er anfängt über sich selbst zu denken. Er fühlt, daß er nicht glücklich ist. Er sucht den Grund von seinem mangelhaften Glück, und findet ihn in seinen eigenen Unvollkommenheiten. Er hat in sich den Begriff von einer

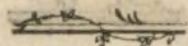


einer hohen menschlichen Vollkommenheit, die ein ununterbrochenes Glück begleitet, er wendet seine Kräfte an sie zu erreichen; aber vergebens sind seine Bemühungen. Die Schönheit, die ihn entzückt, ist die Vollkommenheit der allgemeinen menschlichen Natur. Sie zu erreichen müßte er in den Keim zurückkehren, aus dem er entsprungen ist, um sich von neuen zu entwickeln; die nährende Materie müßte ihre Trägheit verlieren, um der bildenden Kraft in ihm keinen Widerstand thun zu können; die Gesetze der Natur müßten aufgehoben werden. Er erinnert sich, daß er individueller Mensch ist, mit gewissen Gebrechen des Körpers, gewissen Fehlern in der Organisation, gewissen Eindrücken, einer gewissen Art zu empfinden. Er bildet sich einen Plan von Leben, durch den er, nicht die Glückseligkeit deren der Mensch überhaupt fähig ist, aber die Summa von Glück, die sich mit seinen besondern Modificationen verträgt, zu erlangen hofft. Er kultivirt das Talent, das in ihm liegt; er pflanzt in sein Temperament die Tugend, die es zu tragen vermag; er sucht sich in die Lage zu versetzen, die beyder Entwicklung begünstigt; er entzieht seinen Fehlern die Nahrung, und leitet sie zu seinen Tugenden. Er erreicht das Ideal, nicht von einem Gemälde der Imagination, aber von einem Portrait. Er ist selbst nicht vollkommen; er wartet nicht, daß andere es seyn werden. Er weiß



weiß voraus, daß jede menschliche Gestalt innere Gebrechen verbirgt, woraus Fehler des Verstandes oder des Herzens entspringen müssen. Er wundert sich nicht, wann er solche Fehler antrifft, und er entrüstet sich nicht, wann er durch sie leidet. Er sieht in einer ungerechten Handlung die nothwendige Folge irgend einer Monstrosität des Gehirns dessen der sie begeht (*). Er beklagt den Ungerechten, daß er monstros ist, er entdeckt ohngefähr wie er es hat werden können, er enthält sich zu untersuchen, warum er es ist. Alles was der menschlichen Natur wesentlich ist findet er gut; das mangelhafte einzelner Menschen findet er zufällig, und von äuffern Ursachen bewürkt; er begreift, daß das Zufällige aufhören kan, und dann dem Menschen seine wesentliche Vollkommenheit allein übrig bleibt. Er findet, was er unter seinem Ich denkt, einfach; er sieht nicht, wie es zerstört werden kan, da alle Zerstörungen, die er kennt, Trennung

(*) Dieser Satz (den der Verfasser des Essay de Psychologie bis zur demonstrativen Gewißheit zu bringen gesucht, und von dem er wenigstens erwiesen hat, daß er nicht so gefährlich ist als er scheint) hat wenigstens einer viel genaueren Bestimmung vonnöthen als die Absicht und Kürze dieser Abhandlung zuließ, wenn das, was unläugbar wahr daran ist, gegen Mißdeutungen gesichert werden soll. Der Herausgeber behält sich vor, seine Gedanken darüber künftig einmal zu sagen, und will sich inzwischen gegen alles Nachtheilige bestens verwahrt haben.



nung der Theile in sich schliessen; er entdeckt keine Ursach, warum die Allmacht es vernichten sollte; er glaubt daher, daß es dauern wird. In allem, was er im Ganzen übersieht, findet er wohlthätige Absicht, er schließt daraus auf einen wohlthätigen Urheber; er findet dem Attribute der Wohlthätigkeit des Urhebers gemäß, daß jeder Mensch alle die Vollkommenheit erreiche, deren er fähig ist; er glaubt daher, es werde eine Zeit kommen, da jeder Mensch, nach Ablegung des Zufälligen, die wesentliche Vollkommenheit seiner Natur ohne Mischung besitzen, und der Glückseligkeit, die sie begleitet, ununterbrochen genießen wird. (*).

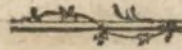
In dem Grade, wie die Kräfte, welche das Individuum von seiner Vollkommenheit entfernen, sich verringern, oder, dadurch daß sie einander entgegengesetzt sind, sich vernichten, erlangt die bildende Kraft in ihm mehr Stärke, und sie bringt es seiner Voll-

(*) Der Verfasser dieser kleinen Abhandlung --- welche mir würdig geschienen hat dem Publico mitgetheilt zu werden, spricht in derselben durchaus bloß als Philosoph; da wo er, anstatt zu raisonniren, zu glauben anfängt, (wie in diesem Paragraphen) versteht sich wohl von selbst, daß sein Philosophischer Glaube der Offenbarung untergeordnet, und durch selbige theils ergänzt, theils rectificiert werden muß. (Der Herausgeber.)



Vollkommenheit näher. Die Kälte des Poles und die Hitze der Linie ändern die Farbe und unterdrücken die Fähigkeiten der Lappen und Neger, die unter ihrem Einflusse leben; die Länder unter dem mittlern Himmelsstriche hergegen bringen die Menschen von den schönsten Gestalten und den glücklichsten Organisationen hervor. Man hat bemerkt, daß der beste Wein, wenn er immer wieder in denselben Boden gesäet wird, auf dem er gewachsen ist, endlich seine Güte verliert; sie aber behält, wenn man ihm oft einen andern Boden giebt. Böden von entgegengesetzten Eigenschaften vernichten einer des andern Einfluß, die bildende Kraft findet in ihnen keinen Widerstand mehr, und sie nähert ungehindert die Pflanze ihrer natürlichen Vollkommenheit. Sollte nicht hieraus folgen, daß die diätische Regel falsch ist, welche jedem Menschen die Nahrung als die zuträglichste für ihn vorschreibt, die sein Boden trägt? Die Früchte und Thiere, welche einerley Land mit ihm hervorbringt, weichen auf einerley Seite mit ihm von der Vollkommenheit ab. Durch die Nutrition in sein Innerstes aufgenommen, ziehen sie sein Temperament immer mehr zu der Extremität hin, zu der es sich ohnedem schon neigt. Die Produktionen hergegen, die unter einem entgegengesetzten Himmelsstriche erzeugt sind, entfernen sich auf der andern Seite von ihrer Natur. Als Nahrung ge-

I B. 2tes St. £ braucht,

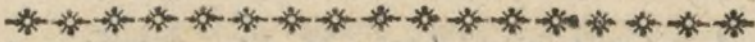


braucht, ziehen sie sein Temperament zu der Extremität hin, die der entgegen gesetzt ist, zu der es sich von selbst neigt, und nähern es folglich der Mitte, worinn die Vollkommenheit liegt. Ein wirksames Mittel, fehlerhafte Temperamente zu bessern, wäre vielleicht, solche Nahrungsmittel für sie auszusuchen, die ihre Fehler durch entgegen gesetzte Fehler zu vernichten streben. Man findet, daß Leute, die immer in einem sehr engen Zirkel leben, dadurch eine Individualität erlangen, die oft an die Karikatur grenzt; daß hergegen der Umgang mit Menschen von allen Ständen, von allen Ländern, von allen Denkungsarten den Sitten Eleganz und den Begriffen Ausdehnung giebt. Die Superiorität der Europäischen Nationen über alle andere Völker der Erde entsteht gewiß größtentheils aus der genauen Verbindung, in der sie ihres politischen Interesse wegen mit einander stehen, und aus dem unaufhörlichen Wechsel ihrer Produktionen und ihrer Begriffe, den Luxus und Wissensbegierde veranlassen, und den Schiffart und Druckerey so sehr bey ihnen erleichtern. Je mehr alle Völker der Erde durch Umgang und Handlung sich vermischen werden, je mehr werden ihre Abweichungen einander aufheben; mit gegeneinander wirkenden Kräften wird jede die andere zu der Extremität hinziehen, zu der sie sich selbst neigt, und alle werden dadurch sich dem Mittelpunkte nähern,

in

in welchem die Vollkommenheit der allgemeinen menschlichen Natur liegt.

A. B.



IV.

Beurtheilung der Poetischen Blumenlese

in dem

Göttingischen Musen - Almanach

I 7 7 3.

Wolt' ich den gewöhnlichen Kunstrichter - Ton annehmen, und mit einem entscheidenden wir im Rahmen des Publicums, oder als ein Bevollmächtigter von ganz Deutschland reden; so würd' ich bald mit der Beurtheilung dieser Blumenlese fertig seyn. Ich möcht' in einem noch so kleinen Städtgen, von jeder feineren Gesellschaft abge sondert, leben; Deutschland möchte von mir, und ich von ihm noch so wenig wissen; immer fand' ich der guten Seelen genug, die mir es auf mein Wort, und vielleicht ihrem eignen Gefühl zuwider, glaubten: dieses sey schön, dieses mittelmäßig, und dieses schlecht. Aber ich will, bescheiden und offenherzig, bekennen, daß ich ein einzelner Mann bin, der nur Eine Stimme, und weder Zeit noch Gelegenheit hat, die übrigen Stimmen des Publicums zu sammeln; noch weniger eine Vollmacht von seiner Station aufweisen kan; den der Herausgeber des Merkurs indessen für würdig hält, mit ihm zu arbeiten. Was hülft' es mir, nach diesem Bekenntniß, etwas in allgemeinen Ausdrücken zu loben oder zu tadeln? Wenn ich sage:

Dies



dies ist schön, und dieses schlecht; so hör' ich den Verfasser des beurtheilten Gedichts und den Leser desselben zugleich mich fragen: Warum? und darauf bin ich schuldig zu antworten.

Ueberdem trag' ich lange schon den Gedanken mit mir herum, daß man eine gewisse Gattung der Critik immer mehr und mehr vernachlässigt; und zwar diejenige, welche dem jungen Dichter und dem ungebübten Leser am heilsamsten ist. Ich meyne die Critik der ersten Beförderer unsers Geschmacks. Jene setzten sich zu dem Dichter und Leser hin, zeigten ihnen die gegen das Wahre und Schöne begangenen Fehler nicht nur an; sondern zergliederten dieselben, und lehrten, wie solche zu verbessern wären. Allerdings sind jene dann und wann zu sehr ins kleine gegangen; und was noch mehr ist, unser Publicum verlangt andre und stärkere Nahrung, als das ihrige. Indessen gehen wir zu sehr ins Große. Unsere mehresten Kunstrichter begnügen sich damit, den Werth einer Schrift überhaupt zu entscheiden, oder geben da, wo sie sich in genauere Untersuchungen einlassen, einen Wink, der gemeiniglich denen, welche desselben am mehrsten bedürfen, unverständlich ist. Lieber wollen sie gelehrt und neu scheinen, als unterrichten.

Ich versuch' es, indem ich gegenwärtige Sammlung beurtheile, diesen Gedanken auszuführen. Da ich weder eitel genug bin, den Meistern im Gesang einige Weyhrauchkörner hinstreuen zu wollen, noch schwarze Galle genug habe, mich an der Demüthigung eines Stumpers zu belustigen; so werd' ich bey dem, was ich für ausgemacht schön, und bey dem, was ich für entschieden mittelmäßig halte, gänzlich schweigen, und nur diejenigen Stücke herausheben, bey welchen ich etwas nütliches anzumerken finde.

S. I.



S. I. Rhapsodie eines Patriöten, am ersten Jenner. 1772.

„Allgewaltiger! u. s. w.

Zürne nicht, wenn, von des Aethers letztem
Strande,

Von der Erdenföhne dunklem Vaterlande,

Ein beglückter kleiner Haufe dich mit tiefem
Schauer denkt,

Und mit Thränen frommer Freude sich zu dei-
nen Tempeln drängt.“

Warum soll Gott über die andächtige Freude glücklicher Menschen zürnen? Dichter sollten dergleichen falsche Gedanken von der Gottheit am wenigsten ausbreiten.

Von des Aethers letztem Strande,

ist ein sehr gesuchter Ausdruck. Uebrigens müßt' es heißen auf dem Strande, und in dem Vaterlande.

„Unser Ball in seinem angewiesnen Gleise,

Fröhlich wiederholt er seine grosse Reise,

Wie ein edler Streiter fröhlich, mit entschlossenem,
festem Schritt,

Das verbrannte, schwarze Schlachtfeld, sicher
seines Ruhms, betritt.

Ist das, was der nachgeahmte morgenländische Dichter von der Sonne sagt, der Erde gleich angemessen? Und dann wie kurz und voll Einfalt das Bild des ersteren; und dieses wie überladen und wortreich! der entschlossene feste Schritt hebt es nicht, sondern schwächt es, und wozu das verbrannte schwarze Schlachtfeld?



„Uns, wenn wir nach unserm wahren Heile
streben,“

Die lauterste Prosa!

„mit flügelschnellem Lauf

Steigt die fesselfreye Seele zu den Sternens-
fluren auf.“

Ein flügelschneller Lauf, mit welchem man in die
Höhe steigt, zwoo sich widersprechende Metaphern!

Der Uebergang zu den ruhmbekränzten Brennen
ist allzu Rhapsodisch. Man stutzt, und weiß nicht,
wie man auf einmal dahin kömmt. Doch diesen Ue-
bergang verzeiht man eher, als in den zwoo letzten
Strophen: den innigen, vereinten Dank, welcher
auf regen Lippen ein weiterschallender Gesang wird,
und das fromme und von Lastern reine Volk, wo-
bey man beklagen muß, daß unter uns täglich der
Worte mehr, und der Gedanken weniger werden.

Indem ich weiter blättere, begegnet mir S. 12.
das vortrefliche Lied: Aus dem Gefängnis. Möch-
ten unsre jungen Dichter sich dergleichen zum Ideal
aussehen, beständig vor sich haben, und ihre Lie-
der damit vergleichen! Das ist Gesang, der aus der
Seele kömmt, und die Worte nur als ein nothdürf-
tiges Kleid gebraucht, um die nackten Gedanken und
Empfindungen sichtbar zu machen!

S. 35. Klagelied eines Bauern. *von Miller*
Eingang eigner
Ton herrscht darinn. Alles trift mit der Empfin-
dung, Einbildungskraft, und sogar mit dem Aus-
druck eines Landmanns zusammen; und doch ist alles
edel. Nichts, was ein Bauer nicht denken oder sa-
gen könnte, und doch für den feinsten Städter nichts
ungefälliges. Der Schauspieler Garrick sagte zu
einem französischen Schauspieler, mit welchem er um
die

die Wette einen Trunknen vorstellte: mit dem linken Beine sey er noch nicht völlig trunken. Minder zuversichtlich, als Garrick in seiner Kunst es seyn durfte, möcht' ich dem Bauer in diesem Liebe sagen; in dem einzigen Verse: Als ich sie dankbar küßte, sey er nicht ganz Bauer.

S. 49. Petrarca's Wiedererinnerung in Vancluse. Ein Paar von unsren jüngsten Dichtern haben den Sängler der Laura etwas liebliches nachgesungen; nun wird nechstens ein ganzes Herr von Petrarcken aufstehen. Diejenigen, welchen die Waffen und Eichenkränze der Barden zu schwer sind, werden eine süßtönende Laute nehmen; an Silberquellen irren; und bald die Blumen der Quelle, bald Rosen aus dem Paradiese pflücken; und wehe dem, welcher sie hören muß! Die Aferbarden machen einen solchen Lärm durcheinander, daß man noch viele rauhe Töne dabey überhört; allein das Petrarckische Lautenspiel, in einsamen Schatten gerührt, ist ein zärtliches Ding. Eine Meisterhand darauf; oder lieber aus einem alten Thurm ein Eulengeschrey!

Das, was auch die besten unsrer Petrarckischen Dichter nicht zu erkennen scheinen, ist die Einfalt des Italieners im Ausdrücke. So abgezogen dessen Begriffe; so geheimnißvoll seine Allegorien an einigen Stellen sind; so ist dennoch der Vortrag davon deutlich: hier und da eigenständig; aber niemals unter einem Schwulste von Figuren und Beywörtern erstickt. Am füglichsten kan ich dieses zeigen, wenn ich aus dem vor mir liegenden deutschen Gedicht' ein dem Italiener nachgeahmtes Bild mit dem Urbilde zusammenhalte. Petrarck: „Süßes Angedenken!
 „von den schönen Nesten kam ein Regen von Blü-
 „then auf ihren Schoos herab; und sie saß demü-
 „thig in solcher Pracht, schon von dem verliebten
 „Regen bedeckt. Eine Blume fiel auf ihr Gewand;
 „eine

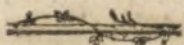


„eine andre auf ihr blondes Haar, welches an dem
 „Lage mit Gold und Perlen geschmückt war, eine
 „ließ sich auf die Erde, eine andre auf das Wasser
 „nieder; und noch eine drehte sich in verliebter Irre
 „umher, und schien zu sagen; Hier herrscht die
 „Liebe (*). Der Deutsche:

„Von dem Mutterbusch
 Riß des Boreas Fittig
 Jedes blühende Kind herab.
 Zu der Schäferin Schoos senkte die Blüthe
 sich,
 Zu der Blume der Flur schwebete jede hin.—
 Wie, im prächtigen Regen,
 Sie mit inniger Demuth saß! —
 Auf das leichte Gewand flatterte der Jasmin;
 Ihres goldenen Haars seidenen Lockenschmuck
 Wäblten duftende Blätter
 Kaum entknospeter Rosen sich.
 Andre deckten das Gras, andre des Bachs
 Krystal:
 „Liebe herrscht hier im Hayn!“ flüsterten
 einige
 In den kreiselnnden Irren,
 Bis der Wirbel des Bachs sie nahm.

Welch ein Schwall von Worten! welche fremde
 Zierrathen! Bey dem Italiener sitzt, in der schönsten
 Einfacht, seine Geliebte unter einem blühenden Baum;
 hier wölbt sich eine ganze Laube von Rosen und Jas-
 min. Dort fallen die Blüthen leicht herab; hier ist
 der

(*) Rime di Mesf. Fr. Petrarca, Canz. XXVII.



der Fittig des Boreas dazu nöthig. Der Mutttersbusch und das blühende Kind verderben das Gemählde; sie machen es weniger sinnlich. Tropen stehen vor mir da; nicht die Laube, nicht das Mädchen. Und dieses wird nicht auf einmal von den Blüthen, wie von einem Regen, bedeckt; in der Wahl der duftenden Blätter ist etwas mühsames.

Herr Schmidt (*) hat sich mehr seinem Original genähert; aber dennoch die Einfalt desselben nicht völlig erreicht.

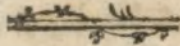
„Demüthig aber und verlegen,
Daß sie sich so verherrlicht sah,
Saß unter den verliebten Regen
Das königliche Mädchen da.

Da fiel ein Blümchen auf den Schleyer
Der unschuldvollen Charitin;
Ein andres bettete sich freyer
Auf die gelockten Haare hin;

Ein andres irrt', im süßen Kreise,
Rund um das Mädchen, zephyrlich;
„Hier herrscht die Liebe!“ seufzt' es leise,
Sank und verlohrt am Busen sich.“

Die Verlegenheit in der ersten Strophe läuft auf eine Spitzfindigkeit hinaus. Im Original braucht das Mädchen nicht zu wissen, daß es durch den Blüthenregen verherrlicht wird. An dem zweeten Verse der zwooten Strophe ist weiter nichts zu tadeln, als daß er durch ein neues nicht in die Sinne fallendes Bild uns zerstreut.

(*) Phantasten nach Petrarca's Manier S. 40.



Aber ich kehre zu dem Gedichte, welches ich beurtheilen will, zurück. Es hat durch und durch alle Fehler der oben daraus angeführten Stelle. Am meisten befremdet mich, daß ein Nachahmer des Melodiereichen Sängers, dessen Lied für uns eben so süß ist, als für ihm die Stimme seiner Laura war; daß ein Nachahmer des Petrarck nicht das mindeste Gehör für den Wohlklang sich zu erwerben sucht. Die Verse unsers Dichters, anstatt wie die Quelle zu fließen, deren Ufer ihn begeistert, arbeiten, gleich einem Strom, sich über schroffe Felsen weg, und betäuben.

„Und von Osten aufstieg, stiller im weiblichen“

* * *
„Da, von Laura geliebt! War er dir damals nicht“

* * *
„Wenn ein Nachsturm nur braust, welket die Blume hin“

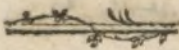
* * *
„Diese Rosen! Ja komm! Mögen sie doch o Sturm“

* * *
„Dieser Wald uns noch Tempe“.

Wie können solche Verse Gesang der Liebe seyn, und harte Mädchenherzen erweichen? Die Laura unsers Dichters ist verlohren, so bald sie seinen Nachbar, den lieblichen Minnesänger hört. Welche schmelzende Töne! S. 55.

„Was kümmert mich die Nachtigall
Im aufgeblühten Hayn?“

Mein



 Mein Mädchen trillert hundertmal
 So süß und silberrein;
 Ihr Athem ist wie Frühlingsluft,
 Erfüllt mit Hyacinthenduft.“

So leicht und natürlich schön ist das ganze Lied.

Nun aber eine der wunderbahresten Comischen Er-
 scheinungen, die man seit langer Zeit gesehen hat!
 Nicht etwa ein Aetberischer Jüngling, der unter ei-
 ner schwarzen Wolke steht, und auf sich los donnern
 läßt; noch ein Harfenschläger, dem es in seiner Teu-
 tonischen Rüstung die Arme zu bewegen schwer wird;
 auch kein Petrarchischer Lautenspieler; sondern ein
 Chineser in vollem Staat; und zwar einer, der halb
 deutsch, und halb Chinesisch redet. Ich habe mir
 selber angelobt, in diesen meinen Urtheilen allen ein-
 zelnem Spott zu vermeiden; allein bey diesem Chi-
 neser ist es, in Wahrheit, ein schweres Gelübde.
 Wie kan man ernsthaft bleiben, wenn man alle Ge-
 berden unsrer jungen Musensöhne betrachtet; in wie
 mancherley Kleidung sie sich stecken, wie mancherley
 Zungen sie sprechen, wie sie auf den Zehen sich heben,
 lange Hälse machen, und über die andern wegschreyen,
 um doch etwas vorzustellen, und gesehen und gehört
 zu werden? In welchem Tone soll man ihnen ant-
 worten? Gar nicht antworten, wäre freylich das be-
 ste, wenn ihrer nicht gleich eine große Junft würde.
 Nächstens bekämen wir Patagonen, Trokesen, Esti-
 maux, Kamtschadalen, und wer kan prophezeyhen,
 was für ausländische Gesichter? Ob sie gleich deutsch
 könnten; brächte jeder seinen Dollmetscher mit, und
 spräche dann und wann durch ihn. Doch, ich will
 so wenig lachen, als möglich. Also: S. 57. Von-ti
 bey Tsin-nas Grabe. Eine Elegie im Chinesi-
 schen Geschmack.

Dieser



Dieser Geschmack besteht in Chinesischen Sprüch-
wörtern, Redensarten, Gottheiten, Fabeln, Bäu-
men, Vögeln, u. s. w.; nicht im eigenthümlichen
Geiste dieser Nation. Man darf jene Verbrämungen
nur wegnehmen; so haben wir einen ehrlichen
Deutschen vor uns, dessen Gedanken und Empfin-
dungen, bis auf den Ausdruck, mit den unsrigen
einerley sind. Und warum hat sich der Verfasser die-
serwegen so viele Mühe gegeben? Und warum quält
er seine Leser mit einer Menge von Anmerkungen, und
macht es ihnen so sauer?

Se se ia se feng

Warum ist der Chineser nicht so höflich, und sagt
uns dieses Sprüchwort in unsrer Sprache, so, wie
er das Motto S. 65. wörtlich übersetzt hat? Ist das
nicht vielmehr seltsam, als neu? Oder welche Neu-
heit, die jeder sich erwerben kan, wenn er nur das
Gedicht des Kayfers von China, mit dessen An-
hange, lesen will? Andre haben sich dergleichen
Mummereyen bedient, um etwas Satyrisches oder
Launichtes vorzubringen; aber im ganzem Ernst, als
ein Chineser empfinden zu wollen; und das viele
Seiten durch! Guter Horaz! wie deine carmina non
prius audita so übel verstanden werden! Und nun
genug von dem Buchstaben Rang und dem Tone
Neou.

S. 72. Klägliche Wortgeschichte, welche sich
nabe bey einem Kirchhose zugetragen. Ein Ge-
dicht, welches im Ausdruck und in der Versification
manches Verdienst, aber nicht Einheit im Ton hat.
Die erste Hälfte ist Comisch, die andre Elegisch; oh-
ne daß beyde verschiedene Töne, Scherz und Empfin-
dung, in Einen sich auflösen. Anstatt einander zu
unterbrechen, mußten sie zusammengeschmolzen seyn.
Die Beschreibung des verwüsteten Taubenschlags
ist zu rührend für den Eingang, oder dieser zu
scherzhaft für die Beschreibung. Ramlers Manie
über

über den Tod einer Wachtel faßt alles, was ich sagen könnte, in sich. Ueberdem ist die Nachbarschaft des Kirchhofs in dieser Geschichte ganz müßig. Der Taubenschlag kömmt an jedem andern Orte stehen. Wenigstens hat der Dichter seinen Kirchhof nicht genutzt, sondern die daher zu nehmenden Gedanken in den Anfang der Geschichte mehr hingeworfen, als mit derselben verwebt.

Ich komme zu dem Fragment über einen schlafenden Endymion. S. 81.

Dem Verfasser desselben ist es so wenig um ein Lorbeerblättchen zu thun, daß, da ich in einem von ihm selbst herausgegebenen Werk' ihn nicht loben darf, es mir im Gegentheile zu bekennen erlaubt ist, daß ich einige Stellen seines Gedichts, um des großen Haufens willen, und vielleicht um einiger willen, die nicht zum grossen Haufen gehören, etwas bestimmter wünsche. Vor kurzem bereits hat ein Ungenannter dasselbe gar nicht verstanden, und sich, in einer Poetischen Epistel (*), Herrn Wieland zu widerlegen bemüht. Die Widerlegung ist seichte, schwankend, in sehr prosaischen Versen abgefaßt; und ich würde mit keinem Wort' ihrer gedenken; aber, sie steht in der Braunschweigischen Zeitung (**);

unser

(*) Bald hoffe ich die Muße zu finden, das Räthsel aufzulösen, und dem Verfasser der besagten Epistel begreiflich zu machen, wie es kommen mag, daß ich, der Catons Tugend wenigstens so aufrichtig als Er verehere, nicht nur meinen neuen Aristipp über sie scherzen ließ, sondern, was ihm noch ärgerlicher scheinen wird, in meiner eignen Person einen schon lang in meinem Kopfe fertig liegenden Anti-Cato, sobald als möglich, völlig ausarbeiten und publiciren werde. W.

(**) An Hrn. Wieland, über dessen schlafenden Endymion, im Muses-Almanach von 1773. Ein Fragment über ein Fragment.

Neue Braunschweigische Zeitung dieses Jahrs
No. 22. und 23.



unser Publicum ist einmal so gestellt, daß es seine Meynungen von dem kleinsten Winde hin und her treiben läßt; und ich mache mir ein Gewissen daraus, dem guten Publicum falsche Dinge vorpredigen zu hören, und zu schweigen: deswegen bitt' ich meine Leser, jenes Gedicht über den Wielandischen Endymion mit mir etwas genauer durchzugehen. Es fängt an:

„Sie ist nicht rauh, nicht menschenfeindlich
streng,

Schön ist die Tugend, reizend schön.

So etwas lehrt der Ungenannte den Verfasser der Musarion, und denjenigen, welcher auch in gegenwärtigen Fragmente sagt:

„Die Tugend — O die hat dein Cato selbst
nicht wärmer

Geliebt als ich! Sie ehrt sogar der Bösewicht;
Und ohne Gleisnerey, aus Neigung, nicht
aus Pflicht,

Ist schöner Seelen Lust sie fröhlich auszu-
üben.“ S. 92.

Der ungenannte fährt fort:

„Doch ist sie nicht gebildet, wie Cythere,
Wo sich Gefahr bey Schönheit zeigt,
Wenn sie zuerst aus mütterlichem Meere
In jugendlichem Glanze steigt.“

Ein unrichtiger Gedanke! warum die Schönheit, als Schönheit, verdächtig gemacht? Die Gefahr ist bey ihr nicht notwendig. Bey körperlicher und moralischer Schönheit kömmt es auf denjenigen an, welcher sich ihr nähert. Für den Wollüstling bey jener,



jener, und bey dieser für den Schwärmer, gleiche Gefahr! Darum sagt Wieland:

„Doch selbst die Tugend kan kein Schwärmer
weislich lieben.

Sie ist den schönen Formen gleich,
Die jungen Künstlern zu Modelen
Ein Polykletus giebt: „Ihr Knaben, hütet
euch,
Die Schönheitslinie nur ein Haar breit zu
verfehlen!“

Der Ungenannte:

„Doch müssen wir ja unvermeidlich fehlen,
Weil Fehlen unser Erbtheil ist:
So wollen wir die strenge Seite wählen,
Weil man hier nicht so leicht das rechte Maasß
vergift.“

Höchst gefährlich! Es ist eben so, als wenn ein Mahler, welcher das Unglück hätte, seine Figuren öfter zu verzeichnen, es für einen geringeren Fehler hielt, in der Kürze, als in der Länge, das Maasß zu überschreiten, und aus Furcht, den letzteren Fehler zu begehen, seine Hand vorzüglich an den ersten gewöhnte. Wenn eine Linie verrückt ist, so gilt es gleich, ob die Verrückung nach der rechten oder linken Seite geht. Immer eine falsche Linie!

„Kan Socrates mit seinem Becher scherzen,
Worinn er Gift und Tod verschlang;
So war es, weil er längst mit männlich
festem Herzen
Sich selbst, die Weichlichkeit, und Vorur-
theil, bezwang.“
Socra^s



Socrates hatte auch die Grazien geschminkt; ein Umstand, woran man gewisse Leute nicht oft genug erinnern kann.

„Es macht dein kühner Pinselstrich
Den Cato, dem sein Rom beynabe Tempel
weyhte,

Den grossen Cato lächerlich,
Und stellet ihn an eines Narren Seite!“

Welch eine schwerfällige Antwort auf einen Launich-
ten Einfall!

„Freund, Seneka, der war ein Donkischott,
Bey dem man nichts als grosse Worte findet;“

Wie ernsthaft der gute Seneka hier zum Don Quixot
gemacht wird!

„Doch bey dem Cato ist's ein unverdienter
Spott,

Bey dem man That und wahre Grösze findet.“

Eben die Thätigkeit des Cato findet Hr. Wieland
donquixotisch. Der irrende Ritter war deswegen
lächerlich, weil man ihn in beständiger Bewegung
sah. Gemeiniglich sprach er besser, als er handelte.

„Ein Curius, der seine Rüben ist,
Nachdem er Gold und Pyrrhus Heer besieget,
Ist mehr als der, so sich im Glück vergift,
Und nur den Hang der Sinnlichkeit vergnüget.“

Ganz Recht! dieses glaubt Hr. Wieland auch. Aber
gibt es denn kein Mittel zwischen Rüben essen und
schwelgen? Man kan bey der besten Tafel eben so
weise bleiben, als Curius bey seiner ärmlichen Kost.

End=

Endlich:

„Ist Vaterland, ist Freyheit, Recht und Pflicht,
Nichts mehr als eine Dulcinee?“

So ist es aus! Das Band der Menschheit bricht,
Es sinkt der Grund, worauf ich stehe! (*)

Vaterland, Freyheit u. s. w. hält Hr. Wieland gewiß für keine Dulcinee; nur redet er von der Art, solche zu vertheidigen. Und hiermit wollen wir das Fragment über das Fragment vergessen.

S. 129. Die Gesichte. Eine Petrarchische Ode. Eine Nachahmung der 42ten des Italienischen Dichters, derjenigen, worinn Petrarch unter Allegorischen Erscheinungen den Tod seiner Laura besingt. Meinhard erinnert sich nicht, in den Werken anderer Nationen, etwas derselben ähnliches gefunden zu haben. Die Nachahmung des Quevedo ist ihm entgangen. (**) Da ich die Gedichte alle drey vor mir habe, so glaub' ich einigen Lesern nicht ungefällig zu seyn, wenn ich den Italiener, den Spanier, und den Deutschen mit einander vergleiche.

Ueberhaupt find' ich in den beyden erstern mehr Einfalt, als in dem letzten. Ohne viele Nebenzerathen, erzählen sie, was sie sahen, in einem natürlichen Ton. Unser Deutscher verliert sich in einer Menge von Wiederholungen und Ausrufungen.

Allzu-

(*) Ehrlicher Mann, wie wenn wir ein wenig Logik lernen? Vaterland, Freyheit, Recht und Pflicht, ist keine Dulcinee, die Tugend ist keine Dulcinee; aber Catons Tugend war eine Dulcinee! Dies ist doch wohl zwey erley? Ist die Religion etwan darum eine Schimäre, weil die Religion eines abergläubischen Banians oder eines fanatischen Bonzen schimärisch ist? Doch, wie gesagt, wir wollen uns nächstens umständlicher erklären. W.

(**) El Parnaso Espannol ex Musa III. p. 116. Edic. de Madrid, Anno de M. DC. LXVIII.

I. B. 2tes St.

M



Allzugewöhnlicher Fehler unter uns, wenn es auf den Ausdruck einer Empfindung ankömmt! Der Säng' er sitzt gemeiniglich von Anfang bis zu Ende auf dem Dreyfuß', und dann und wann gleicht er einem Begeisterten minder, als einem Besessenen. Nicht so die lieben Alten!

Die Einleitung des Petrarch in seine Gesichte ist, wenigstens für uns, nicht edel genug. Er sagt: Ich stand einmal allein am Fenster, wo ich so große und so neue Dinge sah, daß mich das bloße Anschauen davon beynäh' ermüdete. Quevedo fängt sogleich an: Ich sah, ohne von dem Orte seiner Erscheinungen Rechenschaft zu geben. Sein Trauerlied ist dem Tod' eines Ritters gewidmet. Der Deutsche geht in einen vom Monde beschienenen Hayn, und bittet die Liebe, zur Erleichterung seines Kummer, um Eine Thräne nur. Die Thräne floß, und dankte dem Frühling, welcher den Kummer zu lächeln zwang. Aber schnell süßl' er den Busen wieder erkalten; Gesichte stiegen vor ihm auf; sein Auge starrt und sieht.

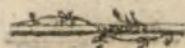
Die Allegorien des Petrarch's sind: ein wildes Thier, mit einem schönen Menschengesichte, von zwey Windspielen, einem weißen und einem schwarzen, verfolgt und getödtet; ein Schiff, aus Ebenholz und Elfenbein zusammengesetzt, mit seidnem Tauwerk und goldnem Seegel, auf stillem Meer, unter ruhigem Himmel, welches Schiff aber von einem plötzlichen Ungewitter überfallen, an einer Klippe scheitert; ein junger Lorbeer, den ein Donnerstrahl aus der Erde reißt; eine verschlungene Quelle; ein Phönix, welcher sich selbst zernichtet; und ein schönes Frauenzimmer, das von einer Schlange gestochen, hinfinkt. Eben dieselben Allegorien, das wilde Thier und das Frauenzimmer ausgenommen, behält der Spanier bey; nur daß er den Phönix in einen Distelfinken verwandelt. Der Deutsche sieht zuerst eine Gottheit herabstei-

absteigen, welche die Wüste, worinn er sich befindet, mit blühenden Rosen erfüllt; aber eine Wetterwolke nimmt die Rosen fort. Er sieht ferner eine kommende, und wieder entfliehende Taube; dann einen Palmbaum, aus einem schwachen Reis' emporgewachsen, der auf einmal stürzt; und endlich einen Boten Gottes, seinen Genius, welcher ihn auch, nach einer kurzen Gegenwart, mitten in der Nacht zurückläßt.

Um die verschiedne Art der Behandlung in diesen drey Gedichten zu zeigen, will ich aus einem jeden eine Stelle hersetzen:

Petrarch: „Einen seltenen Phönix, beyde Flügel mit Purpur bekleidet, und den Kopf von Gold, sah' ich stolz und einsam durch den Wald fliegen; und glaubte anfänglich, eine himmlische, unsterbliche Gestalt zu sehen, bis er an den abgerissenen Lorbeer, und an die von der Erde verschlungene Quelle kam. Jedes Ding eilt zum Ende. Als jener die auf dem Boden zerstreuten Zweige, den zerbrochnen Stamm, und das lebendige Wasser vertrocknet sah, kehrt' er, wie voll Unmuth, den Schnabel gegen sich selbst, und verschwand in einem Augenblick. Daher wurde mein Herz von Liebe und Mitleid entzündet.“

Quevedo: „Ein bunter Distelfink, mehr einem Blumenstrauß, als einem Vogel, gleich; mit seinem schmeichelnden Schnabel, ein eben so süßer als geschwätziger Sänger der den Tag weckenden Morgenröthe, war fröhlich, und pries seine Freyheit und seinen Frieden. Auf einem grünen und ruhigen Zweige, begierig nach dem Schatten, welchen ein fremder Lobgesang ihm auf mannichfaltigen Teppich verhieß, sah' er seine schönen Federn mit Leim besetzt, und die Geschwindigkeit seiner Flügel in weiten Netzen und knotichten Schlingen, von feindlichen Armen gefangen. Da verkehrte sein süßer, ungelernter Gesang sich in Sammerton und trauriges Klagen“.



Der Deutsche:

„Woher du holde Taube? Ha!

Hat meine Göttinn dich, hat dich Urania

Zu mir gesandt? Hat sie, aus ihrer Wolke,

Worinn sie sich verhüllt dem blinden Volke,

Geschaffen dir dies blendende Gewand?

Hat sie, hat sie dich mir zum Glück gesandt? —

Wie tönt dein Flugschlag? — Von des Smin-
theus Bogen

Durchsäuselt süßer nicht die Luft der Pfeil. —

Sie kömmt, sie kömmt zu mir geflogen,

Kranzt mich mit Dellaub, ruht in meinem
Schooß,

Ist meiner Schmerzen, meines Glücks Genöß! —

O wie sind alle Götter mir gewogen! —

O bleibe! bleib! — Willst du, mit dieser Eil,

Uch! schon mich fliehn? — O bleib! — Sie
sieht nach mir zurück,

Und flieht, und mit ihr flieht mein Glück.“

Ist das, was ich von den vielen Ausruffungen, Wiederholungen, und der mindern Einfalt gesagt habe, nicht wahr?

Petrarch beschließt mit folgenden Worten: „du kannst sagen, o Lied: diese sechs Gesichter haben meinem Herrn ein süßes Verlangen zu sterben erweckt.“
Ovevedo läßt, am Ende, das Schiff in den Hafen kommen, den Lorbeer in den Himmel versetzt werden, die Quelle aus dieser Wüste sich in die Quelle der Gnade gießen, und den Vogel, als Seraph, eine bessere Zone betreten, wo nichts mehr sein hohes Nest
ver-



berlehet; so, daß der, welcher den Don Ludwig (den gestorbenen Ritter) betrauert, nicht weiß, daß Vogel, Lorbeer, Quelle und Schiff, im Himmel, als Auserwählte desselben, ihre Blüthe, freyen Lauf, Hafen, und Nest erlangten.

So wie Quevedo, findet unser Dichter auch im Himmel alles wieder. Sein Ausdruck ist edel; aber zugleich ein wenig mystisch und undeutlich.

S. 153. Epistel an Madame Henseln, die zu Wien fünf und zwanzig Mädchen Unterricht im Filet giebt.

Der Verfasser dieses Gedichts hat sich durch daselbe an dem Spotte seiner Gegner, welche ihn auf die ungerechteste Art behandelten, rühmlich gerächt. Sein Brief ist nicht allein schön versificiert; sondern voll Geist, Einbildungskraft, Laune, und leicht verwebter Moral. Möchten unsre jungen Dichter insgesammt, anstatt über ungerechte Critiken zu schreyen, auf eine ähnliche Antwort bedacht seyn!

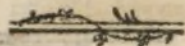
S. 199. Der Winter. An Hr. P. Br.

Man darf bey jeder Gelegenheit es wieder und wieder predigen, daß Poetische Bilder und Ausdrücke noch lange keine Poesie ausmachen; daß es auf den darunter liegenden Gedanken ankommt, ob dieser, von allem Schmuck' entblößt, gesagt zu werden verdiene, und daß er, wenn er in der größten Einfalt sich zeigt, am schönsten ist.

Horaz, in seiner Ode an den Thaliarch, hätte den Dichter, welcher uns gegenwärtiges Stück liefert, hieran erinnern sollen. In vier kleinen Versen zeigt Horaz seinem Freunde beschneyte Berge und Wälder, und gefrorne Flüsse. Nicht um bloß zu sagen, daß es Winter ist; sondern um hinzusetzen zu können: Lege den Heerd voll Holz, und lange den besten Wein aus deinen Säffern. Wieder vier

M 3

kleine



kleine Verse, denn auch dies ist kein Hauptgedanke; sondern er bereitet nur die folgenden, worinn der Dichter sein System von fröhlicher Weisheit vorträgt: Ueberlaß' alles andre den Göttern! Und nun geht die Ode ihren Gang fort.

Wie aber unser deutscher Sänger? In mehr als einem Dutzend langer Verse taumelt der Winter

„aus der benachteten

Höle Grönlands hervor, ruft, erboht umher
Schauend, Boreas weitstreifenden Brüdern
und

Schirrt das wilde Gespann lärmend am Deichsel
des

Schwarzen Wagens. Und bald wird er im
Donnersturm

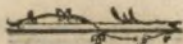
Durch den Aether daher stürzen u. s. w.“

Darauf sollen die Knaben, mit geschliffner Art, in die Wälder eilen; wolkenberührende Bäume zerstückeln, und sie auf lautknarrender Aue seinem Freunde zuführen. Noch nicht genug! Seinen Freund sollen die milden Laren, mit flammender Eiche, vor der Gewalt drohender Stürme schützen, die ums beschneyte Dach brüllen.

Der Schluß des Gedichtes ist, dem Gedanken nach, schön, und ganz Horazisch, voll von dessen edler Einfachheit; so gefunden, und so ausgeführt; aber der Ausdruck verdirbt ihn.

Der Freund des Verfassers liest einem Kreise, der um ihn herum sitzt, Gefänge von Gellert und Geßner vor. Unter den Zuhörern ist Dorine,

„die



„die sanftlächelnd die Augen bey
Chloens Körbchen verschlägt, und bey dem
blutenden
Abel zärtlichen Thau über die glühende
Wange tröpfelt; doch bald, nickend vom
Schlummer, das
Lied der kämpfenden Hand tändelnd entdreht,
und dann
Ihm mit schalkhaftem Hauch plötzlich die
Lampe löscht.“

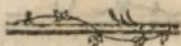
Hätte der Anfang des Gedichts alle die Einfachheit, die er haben sollte; wäre der Uebergang zum Schlusse vollkommen natürlich; so könnte das letzte Bild, ohne unedel zu werden, eben so wahr und leicht dastehen, wie man es in den Schriften der Alten finden würde.

Indem ich in der Poetischen Blumenlese die übrigen von mir ausgezeichneten Stücke aufschlagen will, fällt es mir ein, meine schon geschriebnen Blätter nachzusehen; und ich erschrecke über die Menge derselben. Länger darf ich den Leser nicht ermüden.

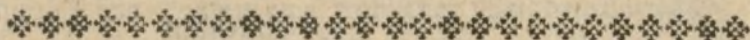
Wenn dem Herausgeber der Sammlung an meinem Dank' etwas gelegen ist; so füg' ich den meinigen zu dem Dank' aller Liebhaber des Schönen hinzu. Will er überdem einen freundschaftlichen Wunsch von mir anhören, welcher auf die Vollkommenheit seiner Arbeit zielt; so wünscht' ich, sein gutes Herz möcht' ihn von der gehörigen Strenge, bey der Wahl der einzurückenden Gedichte, nicht ablenken. In seiner Stelle, würd' ich meine Sammlung um den vierten Theil verringern, und dieselbe so einrichten,

N 4

daß



daß ein kleines Pläschen darinn nicht viel weniger, als ein Lorbeerkrantz, wäre.



V.

Vermischte Litterarische Nachrichten aus Frankreich.

Die Französische Akademie hat in diesem Jahre drey neue Mitglieder erhalten. Herr de Belloy trat in die Stelle des verstorbenen Grafen von Clermont; und dem Herren Brequigny und Bauzee haben Duclos und Bignon Platz gemacht. Duclos war zugleich Secretaire perpetuel und Geschichtschreiber von Frankreich; die erstere Stelle hat Dalembert, und die andre Marmontel erhalten.

An Duclos hat Frankreich einen sehr guten Kopf verlohren. Seine vorzüglichsten Werke sind, Considerations sur les mœurs de ce siècle; mémoires pour servir de suite aux considerations sur les mœurs; & l'histoire de Louis XI. — Man schreibt ihm außer dem noch verschiedene Romane zu, an denen er aber zum Theil nur sehr wenig, zum Theil gar keinen Antheil hat. Ihre wahren Verfasser sind die Herren von Maurepas, de Pont de Nele, der Marquis de Suger, der Graf Caylus, der Abt Voisenon, und Mad. de Suger. Duclos gerieth in seiner Jugend in die Gesellschaft dieser witzigen Köpfe, welche aus freundschaftlichen Absichten, und weil sie gerne verdorren bleiben wollten, ihn für den Verfasser gedachter Schriften ausgaben. Einige behaupten sogar, die Geschichte Ludwigs des XI. sey aus dem Manuscripte eines gewissen abbé le Grand, commis des affaires etrangeres, welches Duclos nach des abbé Tode, von den Erben angekauft, genommen. Der

Der Gewährsmann dieser Anekdote ist der noch lebende Mr. le Drain, premier commis des affaires etrangeres, welcher Hrn. le Grand sehr gut gekannt hat. Dem sey wie ihm wolle, Duclos braucht nichts mehr, als die Considerations und die Memoires geschrieben zu haben, um der Nachwelt verehrungswürdig zu bleiben. Noch weit verehrungswürdiger macht seinen Namen der allgemeine Ruf von Rechtschaffenheit und Wohlthätigkeit, der über seinem Grabe schwebt. Herr Duclos hatte etwas rauhes und unbiegsames im Charakter, aber sein Geist war heiter, und sein Herz voller Wärme für Wahrheit und Freundschaft. Wann er sahe, daß man jener einen Schleyer überwerfen wollte, so begnügte er sich nicht, ihn aufzuheben, er zerriß ihn. Zu den Großen redete er mit einer Kühnheit, die sie in Erstauen setzte, und sie hatten nicht das Herz, sich die Verachtung eines solchen Mannes aufzuladen. Für den unglücklichen Chalotais nahm er öffentlich Parthey. Er war selbst aus Bretagne, liebte die Person des standhaften Präsidenten, und vertheidigte ihn bey allen Gelegenheiten mit einer so unbedachtsamen Hefigkeit, daß der Herzog von Tivernois, der für die Freyheit des rechtschaffenen Duclos besorgt ward, ihn überredete, mit einem vornehmen Herrn eine Reise nach Italien zu thun. Diese Reise traf so vollkommen ihren Zweck, daß da Duclos, auf dem Rückwege, den Hrn. von Chalotais in seinem Exilio zu Xaintes besucht hatte, sich zu Paris das Gerücht verbreitete, der Canzler von Maupeou hätte ihn im Nahmen des Königs, doch nur mündlich und ohne weitere Vollmacht, eine Unterhandlung aufgetragen, die ohne Erfolg geblieben wäre. Künste und Wissenschaften liebte er aus innerer Neigung. Seine vertrautesten Freunde waren Gelehrte, und er scheute sich nicht, es die Großen merken zu lassen, daß er die Gesellschaft jener der ihrigen vorzog. Um



dem Verdienste aufzuhelfen, um etwas Gutes zu Stande zu bringen, wagte er alles; in solchen Fällen mußte er seinen Charakter zu verläugnen, und nahm die seinen Künste, deren Anwendung ihm sonst so eckelhaft war, mit Geschicklichkeit zur Hand. Nach Dinant, seiner Vaterstadt, schickte er jährlich ansehnliche Almosen. Er lag nur wenige Tage krank, und die Zeugen seines Todes berichten nichts merkwürdiges davon.

Kurz vorher war gestorben Mr. Bignon, Conseiller d'état, prévot des marchands, prévot des cérémonies de l'ordre du St. Esprit, bibliothécaire du roi, membre de l'academie françoise & honoraire de celle des belles lettres. Außer diesen Titeln, die er hauptsächlich der Vorsorge seines Oheims, des Abbé Bignon zu danken hatte, ist eben nicht viel von ihm zu sagen. Bey Gelegenheit, daß er zum königlichen Bibliothecarius ernannt ward, soll ihn der Graf d'Argenson folgender Gestalt complimentirt haben: „Ich wünsche ihnen Glück, mein Vetter, da haben sie nun einmal die schönste Gelegenheit lesen zu lernen“.

Diese beyden Mitglieder zu ersetzen, wählte die Französische Akademie den 7ten May die Hrn. Suard und De l'isle; aber den 9ten kam ein Brief vom Minister, der im Nahmen des Königes die Wahl für ungültig erklärte, und eine neue vorzunehmen befahl. Der Akademie gieng diese Kränkung ihrer Freyheit sehr nahe. Der Direktor, Prinz von Beauveau, that im Nahmen der Gesellschaft dem Könige Vorstellungen deswegen, aber vergeblich. Die übrigen Competenten zu diesen Ehrenstellen, welche sich mit den Hrn. Suard und De l'isle zugleich dargestellt hatten, wollten von dem widrigen Zufalle, der zwey hochachtungswürdige Männer aus ihren

Mit-

Mitteln betroffen hatte, keinen Vortheil ziehen, und sie ließen an den Secretär der Akademie die schriftliche Erklärung gelangen, daß sie sich aus der Reih der Candidaten zurückzögen. Unter diesen wackern Männern nennt man die Hrn. Chabanon und Dorat. Dem zu folge wurden die Hrn. Brequigny und Bauzee, die sich gar nicht dargestellt hatten, erwählt, und den 6ten Julii nahmen sie in den erledigten Sesseln Platz.

Auf dem Theater der französischen Comödie sind in dem verwichenen Jahre drey neue Trauerspiele mit Beyfall aufgeführt worden: Die Druiden von Hrn. Le Blanc; Romeo und Juliette (welches Trauerspiel aber mit dem Shakespearischen dieses Namens wenig mehr als den Titel gemein hat) von Hrn. Ducis; und die Cherusker von Hrn. Beauvin. Dieses letztere ist eine Nachahmung des Schlegelschen Herrman. Im November ward ein Lustspiel in einem Aufzuge, P'anglomane, von Hrn. Saurin, mit vorzüglichem Beyfalle gespielt. Diesem Stücke fehlt keine von den erforderlichen Eigenschaften, um sich auf dem Theater zu erhalten.

Eine neue Schauspielerin, Mlle. Reaucour, hat auf dieser Bühne eine der glänzendesten Triumphe erhalten. Sie ist eine Schülerin des berühmten Schauspielers Brisar, 17 Jahr alt, von schöner Bildung, einer edlen Gestalt und hoher Miene. Mit diesen Vorzügen verbindet sie eine wohlklingende und wahrhaftige theatralische Stimme. Sie hat mit dem größten Beyfalle die schweren Rollen der Dido, Emilie, Hermione, Monime, Idame, und Pulcherie gespielt; doch gründete sich der Enthusiasmus des Publicums wohl nicht allein auf die izige Ausfühung derselben, sondern zugleich mit auf die Abhandlung desjenigen, was von dieser jungen Anfängerin
ihre



ihre glücklichen Naturgaben und Anlagen für die Zukunft versprechen; sie wird unglaubliche Dinge damit auszurichten im Stande seyn; wann Zeit, Nachdenken und Uebung ihren Verstand und ihre Empfindsamkeit entwickelt haben werden.

Die jüngere Mlle. Sainval, welche im vergangenen Sommer eben dieses Theater mit dem glänzendsten Erfolge betreten hatte, ist nach der Mlle. Beaucour auf demselben wieder erschienen, und dies hieß eine sehr gefährliche Probe untergehen. Sie ist an Stimme, Gestalt, und Ansehen weit unter ihrer Rivalin, aber sie hat ein rührendes Organ, und eine durchdringende Empfindsamkeit, welches sie zu verliebten Rollen sehr fähig macht.

Diesemnechst haben die Schauspieler ein hundertjähriges Gedächtnißfest zu Moliere's Ehre gefeyert. Es wurden zwey kleine Lustspiele aufgeführt, das eine *Passemblée*, und das andre *la Centenaire* betitelt. Dieses zweyte Stück, welches weit besser als das erste ist, hat durch einige glückliche Züge gefallen. Das andere ist in Betracht des Gegenstandes geduldet worden. Die Einnahme der ersten Vorstellung ist von den Schauspielern dazu bestimmt, Moliere eine Bildsäule dafür zu errichten, und man vermuthet, daß sie von der Nation Unterstützung erhalten werden.

Die Italiensche Bühne scheint, seit ihrer Vereinigung mit der komischen Oper, die Franzosen weit lebhafter als ihr National-Theater zu interessieren.

Daß der Geschmack an den kleinen Singspielen zu Paris allmählich der herrschende geworden, kan nichts anderm, als dem vortreflichen Genie der Tonkünstler, die in diesem Felde gearbeitet haben und noch

noch arbeiten, zugeschrieben werden. Zuerst (Ao. 1754) machte D'auvergne aus einem Stücke des Vadé (les troqueurs) und hernach Düni (Ao. 1757) aus einem Stücke des Anseaume le peintre amoureux de son modele etwas, woran die beyden Dichter gar nicht gedacht hatten. Bald darauf vereinigten sich Dichter und Tonkünstler zu Einem Zwecke, und nun war die neue Gattung von Schauspiel erfunden. Gewiß werden die reizenden Singspiele eines Favart, Sedaine und Marmontel, von Düni, Monsigni, Philidor und Gretri in Musik gesetzt, überall gefallen, (*) und was brauchen sie mehr zu ihrer Vertheidigung? Alle Gattungen sind gut, sagt Voltaire, die Gattung des Langweiligen ausgenommen.

Die eben genannten vier Tonkünstler verdienen, daß wir uns einige Augenblicke bey ihnen aufhalten.

Herr Düni weiß nicht nur jene sanfte (markichte) Musik, welche sich langsam und nach Graden einschmeichelt, und dann ihre Wirkung thut, hervorzubringen, sondern er hat auch die starken Griffe, die kräftigen Harmonien, woran so gar die trügsten Ohren erwachen müssen, in seiner Gewalt. Unter dessen wirft man ihm vor, daß er die Melodie besser als die Harmonie verstehe; daß er nicht mannigfaltig, nicht reich genug sey, daß seinem Kopf die Fülle starker und kühner Ideen mangle, daß er sich keiner von jenen Ausschweifungen überlasse, welche den Gesnie verrathen, und manchmal zum Erhabenen leiten.

Im

(*) Der Verfasser dieses Artikels sagt, entzücken. Dies ist ein Gallicismus. Was uns Deutschen gefällt, entzückt die empfindlichern Franzosen.

(Der Herausg.)



Im Gegentheil tadelt man am Hrn. Philidor, daß er den Gesang dem Accompagnement aufopfere, daß er lieber Kunst zeigen, als angenehm seyn wolle, daß er aus lauter Fruchtbarkeit, und weil er seine Bilder zu sehr überlade, dunkel werde, endlich, daß er bey allen Gelegenheiten seine musikalischen Reichthümer ausbiete. Unter seinen verschiedenen komischen Opfern, welche alle den Stempel des großen Meisters an sich tragen, hat sein *Marchal ferrant* (Ao. 1761. die Worte sind von Hrn. *Quelant*) den außerordentlichsten Zulauf gehabt. Er entwickelte darinn die von den Italienern so sehr gesuchte Kunst, woson die so getauften *Bouffons* (Ao. 1753.) den Geschmack nach Paris gebracht hatten, die stumme, leblose Natur zu schildern, die physischen Bewegungen des Menschen nachzuahmen, und alle die kleinen Details, welche der Mahler dem Auge darstellt, dem Ohre, so zu sagen, fühlbar zu machen.

Seitdem aber ist dieser Künstler an Größe und Ruhm noch merklich gewachsen. Im *Tom Jones* schwang er sich weit über seinen Dichter hinaus: dieser, trocken und unfruchtbar, brachte keine Wirkung hervor; Philidor hingegen wußte das Erhabene und Ruhrende des Romans in den Seelen der Zuschauer herzustellen. Er gab diesem schönen Stoffe alle die Annehmlichkeiten, alles das Interesse wieder, welches unter den Händen des Dichters verlohren gegangen war.

Monsigni scheint seine Laufbahn mit dem Vorsatz angetreten zu haben, die entgegen gesetzten Vorzüge dieser zween großen Männer in sich zu vereinigen, und der Erfolg hat gezeigt, daß dieses Unternehmen für sein Genie nicht zu groß war. In der beträchtlichsten Anzahl seiner Compositionen ist er zärtlich, sanft, einschmeichelnd wie *Duni*; aber seine Musik ist weniger eintönig, sie hat mehr Colorit,
mehr

mehr Charakter; in vielen andern Compositionen zeigt er sich beredt, warm, göttlich wie Philidor, doch nicht ganz so reich, so stark, so tiefkönnig. On ne s' avise jamais de tout, und Rose & Colas werden ihm unter den angenehmsten Compositeurs eine Stelle erhalten; le roi & son fermier und le déserteur setzen ihn auf die erhabenste Stufe.

Indessen ist ein Mann erschienen, der durch seine bewundernswürdige Kunst viel mit wenigem zu thun, durch die simpelsten Mittel die größten Wirkungen zu erhalten, diesen seinen Vorgängern den Weg abgewinnt. Gretri ist dieser Mann. Die Natur scheint ihm die verborgensten Geheimnisse seiner Kunst unentgeltlich dargeboten zu haben. Mit seinem ersten Schritte stand er am Ziel. Wir besitzen schon sieben Singspiele von ihm, die alle Meisterstücke sind. Noch ist er in der Blüthe des Lebens; wenn nur nicht seit brennender Durst nach Ehre, und die Verfolgungen des Neides seine Tage abtürzen. Er arbeitet mit solchem Enthusiasmus, daß er allemal während der Composition von einem heftigen Fieber überfallen wird: alsdann kommt der Gott der Harmonie über ihn, seine Imagination schwingt sich über ihre Schranken hinaus, und er erneuert die fabelhaften Auftritte der delphischen Pythionisse. Was Wunder, daß während dieser erhabenen Raserey so viel Kraft und Zauber in seine Werke übergehen; daß er diejenigen, die ihn hören, entzückt, überwältigt, dahin reißt!

Man hat von Gretri ausser den Singspielen noch verschiedene andere vortrefliche Compositionen, unter andern, Sonaten, auf die sich das bon mot eines gewissen schönen Geistes: Sonate, was willst du von mir? (Sonate, que me veux tu?) gewiß nicht anwenden läßt.

Zur



Zur Vorstellung der komischen Opern haben wir eigentlich nur drey Schauspieler, und drey Schauspielerinnen. Unter diesen glänzt Caillot am meisten hervor; er besitzt alle die Eigenschaften beyssammen, die den Sänger und den Schauspieler vortreflich machen. Seine Stimme ist zum Ausdruck ganz entgegen gesetzter Dinge geschickt; er geht mit gleicher Leichtigkeit in alle Töne über: Kurz, er hat eine Kehle, die für ein ganzes Concert gelten kan. Die Herren Clairvoal und la Rûette; die Demoiselles la Rûette, Beaupre und Trial, verdienen mit einander grosses Lob; allein was ihnen gebührt und nicht gebührt, hier aus einander zu setzen, würde zu weitläufig fallen, und sich nicht wohl der Mühe lohnen.

Wir sehen uns genöthiget, diesen Artikel hier abzubrechen. Im 2ten Theile des Merkurs werden wir unsere Leser von dem grossen lyrischen Theater zu Paris, und andern Merkwürdigkeiten, die Französische Nation betreffend, unterhalten.

(Dieser Artikel ist uns aus Paris von sehr guter Hand eingeschickt worden.)

